PT2528
.Z5
B525
1914

Theodor Storm

Von Hermann Binder

HEDDON-STORM
PARTIAL TITLE

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

PT2528
.Z5
B525
1914

DEMCO

a 00003 044333

This book is due at the WALTER R. DAVIS LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.

Form No. 513,
Rev. 1/84

Deutsche Lyriker

Vierzehnter Band

Deutsche Lyriker.

Bisher erschienen in Hesses Volksbücherei:

I. Detlev von Liliencron von Hans Benzmann. (Nr. 745/46.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

II. Martin Greif von Laurenz Kiesgen. (Nr. 237.) Brosch. 20 Pf., gbd. 80 Pf.

III. Richard Dehmel von Rudolf Frank. (Nr. 400.) Brosch. 20 Pf., gbd. 80 Pf.

IV. Prinz Emil von Schoenaich-Carolath von Dr. Lorenz Krapp. (Nr. 481/82.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

V. Stephan Milow von Prof. Dr. Eduard Engel. (Nr. 491/92.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

VI. Gustav Falke von Dr. Friedrich Castelle. (Nr. 538/39.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

VII. Ferdinand von Saar von Max Morold. (Nr. 540/41.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

VIII. Eduard Mörike von Hermann Hesse. (Nr. 598.) Brosch. 20 Pf., gbd. 80 Pf.

IX. Gottfried Keller von Dr. Eduard Korrodi. (Nr. 626/27.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

X. Conrad Ferdinand Meyer von Anna Fierz. (Nr. 628/29.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

XI. Otto Julius Bierbaum von Fritz Droop. (Nr. 697/98.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

XII. Otto Ernst von Arnold Latwesen. (Nr. 699/700.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

XIII. Theodor Fontane von Paul von Szczepanski (Nr. 866/67.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

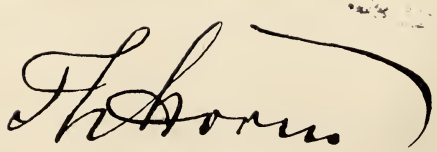
XIV. Theodor Storm von Prof. Dr. Hermann Binder. (Nr. 901/02.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

XV. Karl Henckell. (Nr. 903/04.) Brosch. 40 Pf., gbd. 80 Pf.

In Vorbereitung: Stefan George, Paul Heyse, Carl Spitteler.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/theodorstormeind00bind



Theodor Storm

Ein deutscher Lyriker

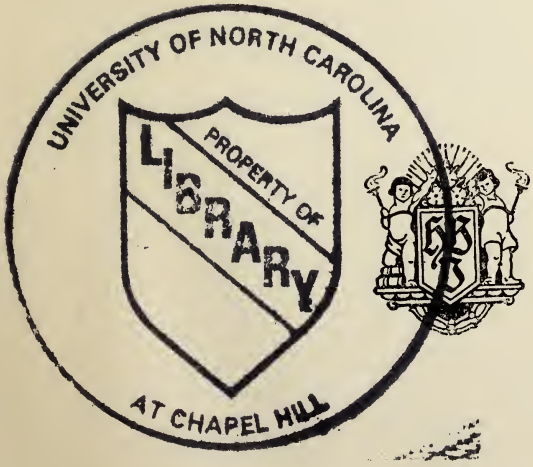
Von

Hermann Binder

Mit einem Bildnis des Dichters

PT2528
.Z5
B525
1914

10-85/



Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Die aufgenommenen Gedichte wurden mit Genehmigung der Verleger, George Westermann in Braunschweig und Gebrüder Paetel in Berlin, den Werken Th. Storms entnommen.

Fräulein Gertrud Storm

in Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Zum Geleit.

Es ist Herbst geworden. Raschelndes Laub weht über die Steige des Gartens, der so manchen Sommermittag die Heimstätte bot für die Arbeit an diesem Büchlein. — Wie war es doch, als die Rosen blühten, die Bienen summten und der Sonnenschein auf allen Büschen lag? Wo sind sie geblieben, die lauen Sommernächte, in denen der Mondesduft über flüsternden Bäumen webte und nur wie aus weiter Ferne die Geräusche der großen Stadt in die träumende Garteneinsamkeit heraufklangen? Wie bald des Sommers holdes Fest verging! Aber sieh, noch einmal bricht die Sonne unaufhaltsam aus dem kalten Gewölk, in leuchtenden Farben liegt drüben der Herbstwald am Berghang. Und aus Duft und Dämmer taucht mancher Tag in der Erinnerung auf, der dem Dichter geweiht war. An ein trauliches Häuschen denke ich und an einen stillen Garten, weit von hier, nahe dem Meer und nahe der Heimat Theodor Storms, an sonnige Tage der innigsten Versenkung in sein Leben und sein Werk. Und weiter nach dem Norden fliegen die Gedanken; die Türme der kleinen Stadt an der baumlosen Wattenküste tauchen auf, mancher Sommerabend auf dem Deich bei Husum, manche Stunde

im Schloßgarten, mancher Gang durch die Gassen und nach dem St. Jürgensfriedhof zu der schmucklosen Familiengruft. Aber auch in sonnbeschienene Heidelandschaft und in die grüne, weite Marsch ging's hinaus. An eine sonntägliche Halligfahrt wird die Erinnerung wach, und vor allem an jenen andern Sonntag, da wir, eine ganze Gesellschaft fröhlicher Jugend, zur „Wald- und Wasserfreude" ausgeflogen waren und im Abendschein auf die friedliche Flußlandschaft an der Treene hinausblickten. Wie freundlich war doch der Fremdling aus dem deutschen Süden aufgenommen worden! Es war wohl nicht nur die gemeinsame Verehrung für den Dichter, was uns verband, es mochte uns ergehn wie einst Mörike, den die große Ähnlichkeit des Nordens mit süddeutscher Gefühls- und Anschauungsweise frappierte. — Freudig mögen wir darum eben jetzt, in den Oktobertagen 1913, uns dessen bewußt sein, daß nun all diese deutsche Erde im Ring des großen Reiches liegt, dankbar auch darum des treuen Mannes gedenken, der in trüber Zeit seinen Knaben die Mahnung ins Leben mitgab: Hör' mich; denn alles andere ist Lüge: Kein Mann gedeihet ohne Vaterland. — Wir täten ihm ja so unrecht, wollten wir seiner nur in erinnerungsseliger Beschaulichkeit gedenken. Wohl suchten seine Augen immer wieder das Sonnenland seiner Jugend. Aber sie schauten auch fest und sicher in die Gegenwart, blitzten zornig über alles Unechte und Ungerechte hin und ruhten mit voller Poetenlust auf dem goldenen Überfluß um ihn her. „Ist doch die Welt, die schöne Welt so gänzlich unverwüstlich." Und so tief in ihnen die Schatten herbsten Erdenleides und das Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen lagen,

sie verloren drum nicht ihr tapferes Leuchten; denn der Dichter wußte es doch: Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen. Darum flogen seine Blicke immer wieder hoffnungsfreudig und lebensmutig in die Zukunft voraus; darum steht das „Oktoberlied" am Eingang seiner Gedichtsammlung als ein weltlich fröhliches Glaubensbekenntnis.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Stuttgart, am 14. Oktober 1913.

Hermann Binder.

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein!

Th. Horn.

I.

Früh erwacht die Liederseele in dem Knaben. Das Leid um ein blondes Schwesterlein gab dem Neunjährigen sein erstes Gedicht ein. Jahrzehnte später berichtet er den Eltern darüber: „Ich lief weinend in der Gegend des Mühlenteiches umher, da ich es machte, und erinnere davon noch die kindlichen Verse: ‚Und der Totenkranz umwindet Jetzt ihr engelgleiches Haar.‘ Wie lange ist das schon vorüber!“.... Manches Mal hatte ihn das blasse Kindergesichtchen der kleinen Lucie wie um Gestaltung flehend angeblickt, und jener Sommermorgen, an dem sie heimgegangen war; und als er seine Gedichte zum erstenmal hinausgehen ließ, weiht er ihr die schlichten Verse, die ihren Namen tragen: „Ich seh sie noch, ihr Büchlein in der Hand...“

Der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit, Geschwistertreue und die Liebe zu den Seinen, das sind Motive, die später immer wieder in Storms Lyrik anklingen werden. Und daß er sich mit dem, was ihn bewegt, hinausflüchtet in die Natur, auch das ist so bezeichnend für seine Art. — Wir wissen sonst nicht viel von den jugendlich unreifen Versen seiner Knabenjahre zu sagen: Die gesunde Luft in dem behaglichen Elternhaus zu Husum — dort ist Storm am 14. September 1817 geboren — war nicht

danach angetan, früh die dichterische Ader aufspringen zu lassen. Der Vater Johann Casimir, als Rechtsanwalt landauf, landab hochangesehen, verschloß in sich die tiefe Innigkeit seines Gemüts; für freundliche, geschweige schöne Umgebung, wie für den „Tröster aller Not", den Humor, fehlte ihm das Verständnis; seine Lektüre bildeten politische und historische Schriften; von Poesie, auch von der seines Sohnes, wollte er zeitlebens nicht viel wissen. Die gütige Mutter sah wohl mit ihren schönen, klaren Augen voll lebendigen Anteils auf alles, was in ihrem Lebenskreis schön und erfreulich war in Natur und Kunst; aber sie war nach des Dichters Zeugnis ohne hervorragende geistige Begabung. So mochte das poetische Talent des Knaben unbehelligt in der Stille keimen. Denn auch die Husumer Lateinschule, die er bis zum 18. Jahr besuchte, trat weder fördernd noch hemmend dazwischen. „Auf der alten Gelehrtenschule meiner Vaterstadt", so hat Storm später berichtet, „wußten wir wenig von deutscher Poesie... Zwar lasen wir auch unseren Schiller, dessen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verschlungen wurden, und selbst ein altes Exemplar von Goethes Gedichten kursierte einmal unter uns; daß es aber lebende deutsche Dichter gebe, und gar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung."

Daß Storm trotzdem Gedichte gemacht hat, zeigt, wie stark der Drang in dem heftig empfindenden, musikalisch begabten Knaben war. Daß er einstweilen nach berühmten Mustern dichtete, war nur natürlich. So besang er denn

als Abiturient bei der „Redefeierlichkeit" der Gelehrtenschule in Schillerschen Blankversen „Matathias, den Befreier der Juden": „O Söhne Judas, rächt der Väter Schmach." Es ist wohl kein Unglück für die Nachwelt, daß ihr dieses Gedicht und die andern, die der Knabe säuberlich in ein Heft eintrug, bislang nicht bekannt geworden sind: Nicht das innere Erlebnis mag ihnen gefehlt haben. Aber die Summe der Erfahrung in Leben und Dichtung des Jünglings war noch zu klein, um das einzelne Erfahrnis in seiner Bedeutsamkeit zu erfassen; sein Ohr war noch nicht fein genug, um die leiseren Töne in seinem Innern zu vernehmen, die seiner Leier den besonderen Klang später geben werden: Es ist ein weiter Weg von dem tönenden Pathos dieser Knabenverse bis zu der verhaltenen Innerlichkeit auch der klangvollsten Gedichte seiner Reifezeit.

Doch nahm der Jüngling, als er nun 1825 die Heimat verließ, um noch zwei Jahre das berühmte Lübecker Gymnasium zu besuchen, mehr mit als nur die ungereifte Fertigkeit, Verse zu machen: Es war der Sonnenschein einer glücklichen Jugend, deren warmer Glanz aus den blauen Dichteraugen allzeit geleuchtet hat, die Erinnerung an die frohen Knabenspiele in Haus und Hof, an die Sommermittage in Marsch und Heide, an sorglose Ferienwochen in Westermühlen, der Heimat des Vaters. Und nun traten in Lübeck die großen literarischen Erlebnisse hinzu:

Er las den „Faust" und Heines „Buch der Lieder"; er trat ein in einen Kreis von hochgestimmten Freunden, dem er reichste geistige Anregung verdankte. Vor allem war es der wunderliche „Magister Anton Wanst", der dichterisch

und philosophisch begabte Ferdinand Röse, der Einfluß auf den jüngeren Kameraden gewann. Daß Röse ihn geistig tot schalt und seine Gedichte scharf kritisierte, tat ihm weniger weh, als die ironische Überlegenheit des jungen Studenten Geibel, der in seinen Ferien zu den Lübecker Kameraden zurückkehrte: Zu Storms Abneigung gegen den formgewandten, frühgekrönten „poeta laureatus“ ward hier der Grund gelegt; das kränkende Gefühl der Zurücksetzung gegenüber dem von der Welt bevorzugten Nebenbuhler, dem er sich an eigentlicher Dichterkraft überlegen wußte, wird später den Gegensatz verschärfen.

Röse war es, der unsern Dichter auf Heine hinwies. „Nie werde ich,“ so bekennt Storm, „den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heines mir noch unbekanntes ‚Buch der Lieder‘ einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Oberteil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: ‚Am fernen Horizonte‘, ‚Nach Frankreich zogen zwei Grenadier‘, ‚Über die Berge steigt schon die Sonne‘ und so eines nach dem andern, zuletzt: ‚Wir saßen am Fischerhause Und schauten nach der See‘. Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern; es ward Morgen, und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: ‚Das Schiff war nicht mehr sichtbar, Es dunkelte gar zu sehr‘, da war mir, als seien die Tore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das ‚Buch der Lieder‘, und zwar

auf Velinpapier." — Was Wunder, daß Storms Verse aus dieser Zeit ihn zumeist als Heines Vasallen zeigen. In Biernatzkys Volksbuch erschien später das ganz in Heines Form und Geist gehaltene Gedicht: „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck", das Storm 1837 vergeblich für den Chamisso-Schwabschen Musenalmanach eingesandt hatte.

War es nicht der Sirenenklang der Heineschen Muse, so waren es Eichendorffsche Waldhorntöne, denen Storm sein Ohr neigte: Die „Dichter und ihre Gesellen" waren sein Lieblingsbuch damals, und der Einfluß dieses ihm wesensähnlicheren Poeten wird nachhaltiger sein als der Heines. Schon aber künden sich eigenere Töne an:

Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein,
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein.

Wie ein Schleier liegt so das Vergänglichkeitsbewußtsein über der Sonnenlandschaft junger Liebe, die damals vor ihm sich aufzutun schien: „Blau ist ihr Aug', nachtbraun ihr lockicht Haar", so dichtete er fröhlich, als er aus den Weihnachtsferien 1836 nach Lübeck zurückkehrte. Das Erlebnis hatte sich angesponnen, das „wie ein feiner, roter Faden sich durch Storms Studienjahre zieht", das erste große, das ihn zum Lyriker machen sollte.

Die ersten Hochschulsemester in Kiel und in Berlin haben nicht viel dazugetan. Das Treiben der Korpsstudenten, Trink- und Paukkomment, stieß den geistig feiner Organisierten und Gewöhnten nur ab; die Jurisprudenz war ein störendes Element für den lyrischen Reichtum seines In-

nern. Im Getriebe Berlins umgaukelt ihn das Bild seines Lockenköpfchens. Da kehrt er Herbst 1839 nach Kiel zurück und schließt den Freundschaftsbund mit seinen Landsleuten Theodor und Tycho Mommsen. Die Lübecker Tage erneuern sich; wieder ist die Literatur der Mittelpunkt seiner Interessen. Zu den vertrauten Dichtergestalten aber gesellt sich eine neue: Eduard Mörike. „Wir waren derzeit", so schreibt er in seinen „Erinnerungen an Mörike", „eine kleine übermütige und zersetzungslustige Schar beisammen, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen; aber vor diesem Buch — Mörikes Gedichten — machten wir unwillkürlich halt. Da war Tiefe und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umrissenes Bild darin; die idyllischen, vom anmutigsten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben."

Natürlich traten die drei jugendlichen Dichtergesellen in fröhlichen Wettbewerb mit ihren verehrten Meistern. Und als sie auseinandergingen, ließen sie als Denkmal ihrer Zusammengehörigkeit 1843 das „Liederbuch dreier Freunde" erscheinen. Das schmächtige Buch muß heute mit Gold aufgewogen werden: Der Philologe unter den dreien, Tycho, ist daran schuld; er hat später den Zusammenhang mit seiner lyrischen Vergangenheit so sehr verloren, daß er den Rest der Auflage hat einstampfen lassen. Sein größerer Bruder hat dieser seiner „prähistorischen Epoche" besser die Treue gehalten:

„Zuweilen gedenkt man aus guten Gründen
Nicht ungern alter Jugendsünden"

so schrieb er einmal an Storm, und nach Jahrzehnten noch fühlte er sich mit ihm verbunden in der Erinnerung an jene Studentenjahre, wo sie „zusammen Kaffee kochten und Reime singen".

Kaum die Hälfte der in diesem Liederbuch von ihm veröffentlichten Gedichte hat Storm später als „Zweites Buch. Ältere Gedichte" der Nachwelt übermitteln wollen. Wie andern, so war er auch sich selbst mitunter ein überstrenger Kritiker. Man tut ihm nicht unrecht, wenn man aus jener fast verschütteten Stätte einiges ans Licht zieht; es finden sich Verse darin, die schon echtester Storm sind.

Daß die fremden Einflüsse noch greifbar hervortreten, ist nicht zu verwundern; sie mögen uns denn jetzt einen Augenblick beschäftigen. Es ist ja natürlich unrichtig, was Jensen einmal behauptet hat: Storms Gedichte bilden keinen Nachklang und besitzen keinen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Wie sagte doch Goethe? „Das größte Genie würde nicht sehr weit kommen, wenn es alles aus sich schöpfen wollte. Was ist denn ein Genie, wenn es nicht die Fähigkeit besitzt, alles, was ihm nahe kommt, sich nutzbar zu machen?" Gottfried Keller u. a. haben sich in ähnlichem Sinn ausgesprochen, und Storm selbst wußte wohl, daß er seine Vorgänger nicht verleugnen konnte. Das Spüren nach Reminiszenzen ist ja gewiß, als Selbstzweck betrieben, nichts als ein kleines, dummes Vergnügen, und solche Philistervergnüglichkeiten führen nur zu leicht zu Übertreibungen und zur Versündigung am freien lebendigen Geist der Kunst. Daß aber Storm, urwüchsiger als

Eichendorff und Heine, seine „Paten" viel spürbarer verrät als etwa Mörike, daran ist kein Zweifel möglich. Anderseits hat man mit Recht betont*), daß Storm der romantischen Schule nicht so nahe steht, nicht so sehr verpflichtet ist, als man wohl anzunehmen geneigt war. „Seine Weltanschauung ist im Grunde unromantisch. Es fehlt ihm ein inniges Verhältnis zur Religion; metaphysischer Spekulation ist er ganz abhold. Der Romantiker blickt sehnsüchtig über das Erdendasein hinweg und sucht den Weg vom Endlichen zum Unendlichen. Storm sucht im Diesseits Genüge... Während der Romantiker von seiner Sehnsucht hinausgetrieben wird in die weite Welt, fühlt Storm diesen Drang nie, er wurzelt in der Heimat, in der Familie und fühlt sich nur in ihr wohl. Politisch ist er liberal, ein Feind von Adel und Kirche. Nichts von der romantischen Neigung zu Katholizismus, Mittelalter und Orient findet sich bei ihm; im Gegenteil, er hat eine ausgeprägte Vorliebe für das 18. Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung. Die romantische Ironie ist ihm ganz fremd. Die Form wird von ihm weder vernachlässigt, noch zu Künsteleien verwandt; formale Sauberkeit und schönes Maßhalten sind ihm eigen." — Und doch: Nehmen wir das Romantische in jenem allgemeineren Sinn, den Novalis umschreibt mit den Worten: Romantisieren heiße: „Dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Un-

*) Herrmann in seiner vorzüglichen Arbeit: Theodor Storms Lyrik (Probefahrten, herausgegeben von Köster, Bd. 17), Leipzig 1911, S. 24 f.

bekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben" — wer wollte dann die romantischen Elemente bei Storm verkennen! Es ist nicht nur seine Vorliebe für das Wunderbare im besonderen, für Märchen, Spuk- und Gespenstergeschichten, was hierher gehört, oder der Kultus der Vergangenheit, wenn auch nicht eben des Mittelalters. Bedeutsamer schon ist seine der romantischen verwandte Stellung zur Musik wie zur Natur: Um nur ein Beispiel einzufügen: Wie echt romantisch ist der Schluß jenes Liebesduetts, das Storm und Konstanze als Brautpaar einmal bei festlicher Gelegenheit sprachen! Schütze hat es veröffentlicht; in den „Werken" steht es nicht, so mag es denn hier seine Stelle finden:

Er: Musik ist alles, alles um mich her!
Tautropfen schlüpfen leis von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfeln rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin und tauchen wieder auf.
In tiefem Zauber sind wir rings befangen,
In Liebesträumen schauert die Natur,
Die Zeit steht still —

Sie: O wie du träumst, mein Freund!
Ich fühl' den Nachtwind meine Locken streifen,
Und Rosendüfte schwimmen rasch vorüber;
Die Nachtigall verstummt; die Sterne wandeln,
Der Morgen dämmert — —

Er: O wie schön du bist!
Der Nachttau hängt in deinen braunen Locken,
Dein Auge leuchtet gleich dem Stern der Nacht!

Wie schön du bist! Kaum wag' ich zu erkennen,
Ist es dein Antlitz, das so lieblich schaut,
Ist es die Seele — beide sind so gleich,
Daß eines nur das Spiegelbild des andern.
So bist du ewig!

Sie: Ewig bin ich dein. —

Romantisch ist vor allem jene Sehnsucht nach einem unbegreiflich hohen Glück, nach etwas Unnennbarem, von dem aller Wert des Lebens abhänge: Dieses Gefühl zittert durch Storms leise Worte, liegt wie ein zarter, ungreifbar feiner Duft über seinen Werken; diese Stimmung klingt in der empfänglichen Seele nach wie einer Äolsharfe verschwimmende Töne. — Und darum war es unter den Romantikern besonders Eichendorff, der ihn ansprach und auf ihn wirkte. Bei ihm fand er jene „Stimmung der Vergänglichkeit, der Einsamkeit, wo die Dinge eine stumme Sprache führen", die seiner Natur gemäß war. So sind denn die Anklänge an Eichendorff nicht nur in der Jugendlyrik so häufig:

„Musikanten wollen wandern —
Durch die Saiten streift der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind"

hieß es im „Liederbuch": Noch in späten Mannesjahren findet Storm in den „Neuen Fiedelliedern" den Ton seiner Jugend wieder, da er „auf Eichendorffs Waldhorn blies". Dagegen tritt später der Einfluß des Lyrikers zurück, der in seiner Jugend mit am meisten auf ihn gewirkt, den er noch 1852 für „unseren ersten Lyriker" erklärt hatte: Heinrich Heine. Was ihn an diesem so unwiderstehlich ergriffen

hatte, was er als verwandte Art empfand, es war die unendliche „Reizbarkeit der Empfindung", der erotischen zumal. Was er als Künstler an Heine bewunderte, war jenes ungreifbare Geheimnis der lyrischen Form, das, „was zwischen den Worten liegt", die Seele, die Musik des Liedes. Und so trägt er, williger als Mommsen, im Liederbuch Heines Bandelier, singt im Romanzenton von „Ritter und Dame" und kopiert den Meister in Wort- und Verstechnik, wie in der Stimmung, im „Herbstnachmittag":

Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Tür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern;
Die Blond' ist die Liebste mein.
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein.

Von fern das Kichern und Plaudern
Und um mich her die Ruh,
In den Lüften ein Schwirren und Summen —
Mir fallen die Augen zu.

Und als ich wieder erwache,
Ist alles still und tot,
Und durch die Fensterscheiben
Schimmert das Abendrot.

Die Mädchen sitzen wieder
Am Tisch in stummem Verein
Und legen zur Seite die Nadeln
Vor dem blendenden Abendschein. —

Aber Heine, dem frivolen, hat Storm sich nie zu eigen gegeben: Die Stimmung kam bei ihm zu sehr aus einer feinen und treuen Seele, als daß er sie selbst mit ironischer Gebärde wieder hätte zerstören mögen.

An Fontane schreibt Storm einmal: „Gewiß haben Sie recht, wenn Sie mich — im übrigen sans comparaison mit diesen beiden großen Lyrikern — zwischen Mörike und Heine stellen." Wir wissen, wie Mörike auf den kleinen Kieler Dichterkreis gewirkt hat. Und Storms Werke wie seine Briefe bezeugen, wie er getreulich festgehalten hat an der Verehrung für den schwäbischen Meister, in dem er neidlos den Größeren anerkannte. Noch im „Hausbuch" macht er zu der feinen Auswahl aus Mörikes Gedichten die Anmerkung: „Es kann noch immer nicht stark genug betont werden, daß Mörikes Gedichte in keiner Bibliothek fehlen dürften, in der unsere poetische Literatur, wenn auch nur andeutungsweise, vertreten ist." Die „Freude an Stilleben und Humor", fand Storm, habe er mit Mörike gemeinsam. Man braucht indes nur an eine andere Äußerung Storms zu erinnern, Hans Speckter gegenüber, dem er schrieb: „Bei Mörike mache ich auf die in ihm verschmolzene schwäbische und klassische Poetenbildung aufmerksam"; und man wird auch in jenen beiden Beziehungen die Unterschiede zwischen den zwei Dichtern nicht unterschätzen. Wenn Storm weiter von der „Simplizität des Ausdrucks" spricht, die er mit Mörike (und Heine) „annähernd" gemein habe, so war er sich doch bewußt, in der Gegenständlichkeit der Anschauung und Darstellung mit jenem sich nicht messen zu können. Jene wunderbare Bildkraft der Mörikeschen Sprache, die traumwandlerische

Sicherheit des naiv schaffenden Genies, Storm hat ihnen Ebenbürtiges nicht an die Seite zu setzen. Aber wir wollen nicht in den Fehler verfallen, der Storm an Emil Kuhs Vergleich seiner Lyrik mit der Mörikes verstimmt hat: „Er mißt mich", schrieb er, „an dem, was Mörike kann und ich nicht; aber nicht an dem, was ich kann und Mörike nicht." Storm besaß jene „stärkeren Assimilationsorgane", die D. F. Strauß an Mörike vermißte. Auch er war „jeder Zoll ein Dichter", aber er stand dem Leben doch nicht nur als weicher Lyriker gegenüber: Er hat es männlich angefaßt und bezwungen. Mörike betete: „Laß, o Welt, o laß mich sein . . .", Storm aber rief:

„Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen."

Die männliche, die Charakterseite seiner Poesie, die schöne, norddeutsche Rücksichtslosigkeit, sie vor allem hat Storm vor Mörike voraus.

Daß Mörikes Einfluß auf Storms Lyrik weniger deutlich hervortritt als der jener andern, liegt eben in der genialen Eigenart des großen schwäbischen Poeten. Vorhanden ist dieser Einfluß wohl, und er wächst noch, bis Storm ganz des eigenen Tons sicher geworden ist. —

Damit aber sei es genug der literarischen Betrachtungen und Vergleiche; fortan sei von Storm allein die Rede; denn schließlich sind das, was uns besonders zu ihm hinzieht, doch auch schon in der Jugendlyrik die ihm eigentümlichen Töne, so in den Eingangsstrophen des Lieds Repos d'amour:

Laß ruhn die Hände. Gib dich mir!
Schon Dämmer webet durchs Gemach;

Nur deiner Augen glänzend Licht
Ist über meinem Haupte wach.

O laß mich ruhn in deinem Arm!
Fernhin verstummt der wilde Tag —
Ich hör' allein dein flüsternd Wort
Und deines Herzens lautern Schlag.

Wie echt stormisch ist die Stimmung dieses Gedichts: Stille Abenddämmerung, Abgeschiedenheit der Liebenden von der frechen Welt da draußen, die Ewigkeit des tiefsten Gefühls in die stille Stunde gebannt. Wie hat er diese Stimmung geliebt; immer leiser, immer verhaltener klingen die Worte, in denen er sie eingefangen hat von der „Dämmerstunde" der Jugendperiode bis zu den tief strömenden Versen seiner reifsten Liebeslyrik:

Im Sessel du und ich zu deinen Füßen,
Das Haupt zu dir gewendet, saßen wir;
Und sanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und stiller ward es zwischen mir und dir,
Bis unsre Augen ineinander sanken
Und wir berauscht der Seele Atem tranken.

Das Grundthema der Stormschen Lyrik: Liebe ist in der Jugendlyrik angeschlagen. Es klingt, alles andere übertönend, in mannigfachen Variationen im „Liederbuch"; es wird in volleren, berauschenden Akkorden die Lyrik des Meisters beherrschen.

Dagegen — es möchte auf den ersten Blick seltsam erscheinen: Heimatdichter ist der junge Storm noch nicht. Kaum daß einmal ein flüchtiger Zug aus der heimischen Landschaft begegnet. Herrmann hat das wohl richtig er-

klärt: „Seine tiefen Jugendeindrücke wiederzugeben, ist Storm noch nicht stark genug. Die herben Züge dieser Landschaft passen auch noch nicht zu seiner jugendlichen Poesie. Es galt hier, eine Landschaft der Lyrik erst zu erobern.“ Das ist Storm gelungen in der zweiten Periode seines lyrischen Schaffens, wo ihm überhaupt der Quell der Lieder am reichsten strömte. Es waren die Jahre 1843—53, in denen er als junger Anwalt in seiner Vaterstadt lebte, an deren Schluß er zum erstenmal seine Gedichte für sich gesammelt herausgab: „Der wilde Tann, der Märchen- und Zauberwald, verschwindet jetzt, aber der Wald von Westermühlen wird uns lebendig.“ Aus den „weiten und leeren Begriffen“ der Jugendlyrik werden nun die bestimmten Gegenstände der Naturumgebung: „Aus den Blüten und Blumen Levkoien und Rosen, Astern und Veilchen, aus den ‚Vögeln‘ Störche, Schwalben und Möwen, aus dem unbestimmten ‚Schwirren und Summen‘ die Töne der Fliegen, Mücken und Bienen, und aus dem ‚weiten Ozean‘ die Brandung der Nordsee an der Wattenküste.“ Nun wandern wir mit dem Dichter durch die Gassen seiner kleinen Vaterstadt und hinaus in die Marsch und in die Heide. Und von diesem Grundton des Natur- und Heimatgefühles getragen, ertönt das Hauptthema: Liebe erneut in volleren Klängen. War in der Jugendlyrik noch die ferne schwärmende Phantasie des Jünglings beteiligt, so weht uns nun aus den Liedern der Leidenschaft der heiße Atem wirklichen Erlebens an. Mit den Reflexen jungen Eheglücks tritt dann die Poesie der Familie hinzu; die Kinder halten ihren Einzug; ihren großen, durstigen Augen gibt der „passionierte Vater“ neue bunte Gestalten zu

schauen; die Märchendichtung der Jugendlyrik setzt sich fort. Aber nicht mehr lauscht der Poet dem romantischen Waldgeläute, wie im „Tannkönig"; in den Gassen von Husum sieht der an E. T. A. Hoffmann sich schulende Dichter Bulemanns altes, verfallenes Haus, darin die zierliche Kleine ihr anmutreiches Tänzchen schwingt.

Und noch ein weiterer Lebenskreis tut sich vor dem jungen Bürger Husums auf: Die aufgeregte Zeit pocht auch an die Poetenstube; der Sturm der Revolutionsjahre läßt die Bäume seines Gartens aufrauschen, in den vaterländischen Gedichten erhält die „Charakterseite" seiner Poesie nun ihr vollstes Recht. Man weiß, wie stark diese Seite in Storms Wesen ausgeprägt war. Hat er ihr doch die Heimat zum Opfer gebracht und ist 1853 mit Weib und Kindern in die Fremde gezogen. Er wußte, was er damit aufs Spiel setzte. Es war nicht die gemeine Not des Lebens, die er fürchtete. Die „Briefe in die Heimat" erzählen uns, wie tapfer er den Kampf um den täglichen Schilling bestanden hat. Aber die Adern seines eigensten Lebens waren ihm unterbunden mit der Entwurzelung. Vor allem die Jahre, wo er als unbesoldeter Assessor in Potsdam arbeitete, waren für sein Schaffen fast gänzlich unfruchtbar, so angeregt sie literarisch und gesellig im Kuglerschen Kreis sich gestalteten. Nur wenig Ungedrucktes konnte er 1856 der zweiten Auflage seiner Gedichte einfügen, und darunter war, äußerem Anlaß entstammend, sein schwächstes Stück: die Ballade „Geschwisterblut" — freilich auch die prachtvoll männlichen Sprüche „An meine Söhne", in denen der knorrige Holste sich so starr dem offiziellen Preußentum gegenüberstellt, wie es ihm in Fontane am ausgeprägtesten entgegentrat.

Einen neuen Klang aber gab nun das Heimweh in seine Leier. Es hat ihn zwar nicht erst zum Dichter gemacht, aber vertieft und zum innigsten Ausdruck erweckt, was in ihm lag. — Das Tannhäuser-Lied von der Liebe schweigt in den Potsdamer Jahren; wie ein Wunderblümlein nur erblüht ihm in dieser Zeit das zarte Lied von der Nachtigall.

So atmen wir auf, wie wir Storm, seit Herbst 1856, wieder in einer ihm gemäßeren Umgebung sehen: als Kreisrichter in dem freundlichen, waldumkränzten Städtchen Heiligenstadt im Eichsfeld. Freilich, die heitere Natur vermag ihm kein Lied zu entlocken; „nach drüben ist sein Auge stets gewandt ...“ „Gedenkst du noch?“ so mahnt er die geliebte Frau an die Zeit ihres jungen Eheglücks daheim, und an Freund Pietsch schickt er das Gedicht „Gartenspuk“, „worin die Sehnsucht nach unserer alten Heimat Worte gefunden“. Aber er hatte doch das Gefühl, als käme wieder Leben und Wärme in sein Herz: „Als würde ich noch einmal wieder ich selber werden ... Ich glaube sogar, meine Seele wird wieder jung; denn — was ich in Jahren nicht vermocht — ich mache wieder Verse.“ Und es waren nicht nur Heimwehklänge, nicht nur wehmütige Gedanken an Tod und Vergänglichkeit: Aus den herben Akkordfolgen des Bekenntnisgedichts „Ein Sterbender“ klingt in der alten leidenschaftlichen Süße das Lied von der beglückenden Allmacht der Liebe empor, und zu dem zarten Sang von der Nachtigall schafft der Dichter das sommerliche Gegenstück „Juli“, das ihn auf der sonnigen Höhe reifster Kunst zeigt. Es war zugleich die freie Höhe männlicher Kraft. Das offenbart sich aufs neue in den herben

und rücksichtslosen Sprüchen gegen das, was in Staat und Gesellschaft seinen Zorn erregte; mutiger und rückhaltloser als früher gibt er sich in den neuen vaterländischen Gedichten, von denen er das leidenschaftliche „Gräber in Schleswig" zu unmittelbarer Wirkung sofort in die Welt hinaussandte.

Wenige Monate später war er wieder in der Heimat und genoß mit Konstanze im eigenen Garten die blauen Tage. Aber als es zum andernmal Frühling wurde, da traf ihn der Schlag, der den Dichter der Liebe verstummen ließ: Konstanze starb am 20. Mai 1865. Noch legte er ihr den dunklen Kranz der Trauerlieder auf das frische Grab. Dann aber gibt seine Leier kaum mehr einen frohen und hellen Klang:

Weil ich ein Sänger bin, so frag' ich nicht,
Warum die Welt so still nun meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor.

Er lebt noch in der Erinnerung:

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;

aber das ist lange, lange her; umsonst, es zu suchen — —

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit.
Gab es denn einmal selige Zeit?

Einst sah er die Heide im warmen Sommerlicht; nun hallt der Schritt des Einsamen auf der öden herbstlichen Flur.

Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendrot;
Die Nacht hat es versteckt,

Hat alles zugedecket —
Wem klag' ich meine Not?

so heißt es in seinem letzten Lied. Ist uns nicht, als hörten wir wieder die wehe Frage seiner jungen Tage:

Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber? —

Aber der alte Dichter hat doch noch eine andere Antwort:

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.

Und an Mörike schrieb er nach Konstanzes Tod: „Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll, soweit meine Kraft reicht, getan werden." Man weiß, daß und wie er sie getan hat, menschlich wie künstlerisch: für die Seinen lebend in Freud' und in herbem Leid, und schaffend in staunenswerter Frische und wachsender Meisterschaft. Mag sein Liedermund auch fast verstummt sein: Ist uns nicht, wenn wir im „Fest auf Hadersleyhuus" von der holden Dagmar lesen, als sei alle jugendliche Kraft und alle herbe Süßigkeit Stormscher Lyrik in diesem zarten Minnelied lebendig? —

Als der bald dreiundsechzigjährige Dichter endlich sein juristisches Amt niederlegte und sich seine Altersvilla in Hademarschen baute, kletterte er eines Tages im mittagstillen Sonnenschein in dem werdenden Bauwerk umher:

„Ich blieb lange", so schrieb er damals an Erich Schmidt, „in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben!" Und als man ihn viel später einmal um ein Autogramm bat, da sagte er, und aus seinen blauen Augen strahlte es wie Sonnenschein der Jugend: „Ich werde die Verse meines Oktoberliedes schreiben:

Und wimmert auch einmal das Herz,
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen. — —

Als er am 4. Juli 1888 starb, nahm der Tod einem unermüdlich Schaffenden die Feder aus der Hand.

II.

„Wie glücklich wäre ich," schreibt Storm einmal an seine Eltern, „könnte ich so recht in und mit der Natur leben. Das ist wohl ein Erbteil, und diese Neigung nimmt mit jedem Jahre zu." — Es ist nicht nur Erbteil, es ist die echt lyrische Veranlagung, die Fähigkeit, sich einzufühlen in die Natur, ihr Werden und Vergehn nicht nur von außen zu beobachten, sondern gleichsam in sich selbst mitzuerleben. So bekennt der Dichter: „Es wird schon so frühlingshaft; es rührt sich in mir, als wäre ich ein Stachelbeerbusch oder sonstig Unkraut, das im Frühling ausschlägt." In weichen Tönen gibt er demselben Grundgefühl Ausdruck in den schönen Versen „April"; das poesieerfüllte Kapitel „Im

Schloßgarten" in der Novelle „Auf der Universität" trägt sie als Motto:

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Tiefe steigen.
Das Leben fließet wie ein Traum.
Mir ist, wie Blume, Blatt und Baum. —

Und in dasselbe Motiv, nur in elegischer Tonart, klingt ein Gedicht aus, das der greise Poet einst an Freund Jensen sandte:

Was bist du anders denn als Baum und Strauch?
Du keimst, du blühst, und du verwelkest auch.

Ist es für dieses „Pflanzenartige" der Stormschen Natur nicht bezeichnend, daß er für den Winter kaum ein Wort übrig hat? „Hinter allem Winterleide" sucht auch dieser deutsche Minnesänger sehnsuchtsvoll den fernen Frühlingstag:

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von roten Knospen übersäumt;
Die Wiegen sind's, worin der Frühling
Die schlimme Winterzeit verträumt.

Und wie weiß er die „blauen Tage" zu genießen, die erst durch ihn poetisches Gemeingut geworden sind!

O süßes Nichtstun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinabzuziehn in das beglänzte Land. — —

Wie atmet er auf in Maientagen, wenn „die Primeln blühn, die Drosseln schlagen", und freut sich mit kindlicher Seele an des Lenzen froher Herrlichkeit. Wie tief empfindet er den süßen Zauber der dufterfüllten Frühlingsnächte:

Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkeln dufteten Jasmin und Flieder. — —

Und doch! Wenn für Uhland die Vorliebe für die „sanften Tage" des Vorfrühlings so bezeichnend ist, „die Brust von leisem Drang gehoben, der noch zum Wunsche nicht gedeiht"; wenn Mörike auf dem Frühlingshügel ruhend, „sehnend, sich dehnend in Lieben und Hoffen" weich und träumerisch fragt: „Frühling, was bist du gewillt, wann werd' ich gestillt": Für den Norddeutschen Storm ist nicht eigentlich der Frühling die Jahreszeit, in der seine Muse am wohligsten atmet: Es ist vielmehr der Sommer, die Zeit der voll erblühten Rosen:

Lau wird die Luft — wie hold die Düfte wehn!
Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein,
Die Bienen summen, und ein Mädchenlachen
Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.

Schon in Storms Jugendlyrik war es meist Sommer; „Sommergeschichten und Lieder" nannte er sein erstes Buch „nach der schönen, an unsrer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres". Und in der Zeit des reifsten lyrischen Schaffens, wie weiß er da die Stimmung des Sommermittags in Worte zu bannen! Man denkt etwa an jenen Julitag in der

Heide in der Sommergeschichte „Ein grünes Blatt", dessen Schilderung Mörike so sehr entzückte; man denkt an das Gedicht „Sommermittag", wo die Stimmung ihre fröhliche, volkstümlich-naive Auslösung findet.

Nun ist es still um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenschein.

Die Bienen summen so verschlafen;
Und in der offnen Bodenluck',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puck.

Der Müller schnarcht und das Gesinde
Und nur die Tochter wacht im Haus;
Die lachet still, und zieht sich heimlich
Fürsichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburschen,
Der kaum den schweren Augen traut:
„Nun küsse mich, verliebter Junge;
Doch sauber, sauber! nicht zu laut."

Voller Sommersonnenschein ist ausgegossen über die lieblichste Mädchengestalt, die durch Storms Gedichte wandelt:

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen.
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Jetzt geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen.
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Und den „vollendetsten lyrischen Ausdruck der Empfindung, die der Hochsommer erweckt", dürfen wir mit Emil Kuh in dem kleinen „Juli" überschriebenen Gedicht erblicken. Es ist einzig in seiner Vereinigung der feinsten, ungesuchten Wirkungen von Klang und Rhythmus, klarster Gegenständlichkeit des Geschauten und symbolischer Vertiefung des Naturvorgangs:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Karg nur sind den Bewohnern der Nordmark die warmen, hellen Sommertage zugemessen. „Wie bald des Sommers holdes Fest verging! Rauh weht der Herbst ...", so klingt darum des Sängers Klage. Aber so dichtet doch erst der greise Poet, dem Leben und Liebe vorübergeflogen sind. Sonst hat „der Dichter des Oktoberlieds die geläufi-

gen schwermütigen Herbstklagen nicht angestimmt". Fröhlich singt er:

Wohl ist es Herbst. Doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Und er tröstet die geliebte Frau:

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis und drückst dich fester
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wiesen spann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Was ist geeigneter, das Gerede über den allzu weichen, überzarten Storm zu widerlegen, als die fröhliche Klarheit, mit der hier die Herbststimmung überwunden ist!

Ganz in das milde Licht eines klaren Herbsttages getaucht ist Storms schönstes Herbstlied, in dem aus Duft und Dämmerung sieghaft der sonnige Glaube an die blauen Tage hervorleuchtet.

Schon ins Land der Pyramiden
Floh'n die Störche übers Meer;

Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter all dem Winterleide
Lieg ein ferner Frühlingstag.

„Nur ein stilles Erlebnisbild wird hingestellt. Wenn man es liest, so fühlt man gar nicht, daß hier ein anderer spricht; aus des Lesers Seele heraus scheint es geformt zu sein. Nur zwei Worte deuten aus der Herbstwelt in die Menschenseele hinein. Das ist die Eigenart Stormscher Kunst, nur das Bild hinzustellen und dann ganz leise hinzudeuten, so daß im Herzen des Lesers die Stimmung aufklingt und das oft sehr starke Gefühl widertönt, das sich schweigend im Liede verbirgt." (Peper.) —

Storm war ein Frühaufsteher. So kennt er auch die flaumenleichte Zeit der dämmernden Frühe: „Goldstrahlen

schießen übers Dach, Die Hähne krähn den Morgen wach — —". Er ist Meister der Mittagsstimmungen, wenn alle Winde schlafen; der Mittagseinsamkeit, vor der den Menschen ein Grauen überfällt. Elisabeth in „Immensee" läßt er diese Stimmung erleben.

„Nach einer Weile traten sie aus dem schattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. ‚Hier müssen Erdbeeren sein,' sagte das Mädchen, ‚es duftet so süß.' Sie gingen suchend durch den sonnigen Raum; aber sie fanden keine. ‚Nein,' sagte Reinhard, ‚es ist nur der Duft des Heidekrautes.' Himbeerbüsche und Hülsendorn standen überall durcheinander; ein starker Geruch von Heidekräutern, welche abwechselnd mit kurzem Grase die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. ‚Hier ist es einsam,' sagte Elisabeth; ‚wo mögen die andern sein?' An den Rückweg hatte Reinhard nicht gedacht. ‚Warte nur; woher kommt der Wind?' sagte er und hob seine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind. ‚Still,' sagte Elisabeth, ‚mich dünkt, ich hörte sie sprechen. Rufe einmal dahinunter.' Reinhard rief durch die hohle Hand: ‚Kommt hierher!' — ‚Hierher!' rief es zurück. ‚Sie antworten', sagte Elisabeth und klatschte in die Hände. ‚Nein, es war nichts; es war nur der Widerhall.' Elisabeth faßte Reinhards Hand. ‚Mir graut!' sagte sie. ‚Nein,' sagte Reinhard, ‚das muß es nicht. Hier ist es prächtig. Setz dich dort in den Schatten zwischen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die andern schon.' Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhard saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine, goldglänzende, stahlblaue Fliegen stan-

den flügelschwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel."

Aber die eigentlich lyrische Tageszeit ist für Storm der Abend mit seinen sanften Farben und dämmerhaften Umrissen, und die Nacht mit dem milden Licht des Mondes, des alten Freundes aller verliebten Poeten. Wiederum aber hat man mit Recht hervorgehoben: Der sentimentale Mond, in dem die Romantiker und Lenau gefühlsselig und schwermütig schwärmten, er scheint nicht über Storms gesünderer Welt.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält!

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten
Zur Blüte nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht. — —

Jasmin und Flieder, Levkoien und Hyazinthen verhauchen ihre süßen Wohlgerüche: es ist die träumerische Nachtstimmung blühender Gärten. Garteneinsamkeit hat Storm einmal die Mutter seiner meisten Produktionen ge-

nannt. Es ist bekannt, welche Rolle die Gärten seiner Jugend in seinen Werken spielen:

Muskathyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten.

Im Sonnenschein sehen wir dort Tante Fränzchen auf den muschelbestreuten Steigen wandeln; wir begleiten den alten Herrn Senator Christian Albrecht Jovers nach dem stattlichen Lust- und Nutzgarten der Familie und sind Zeugen ihrer behaglichen Sonntagsfreuden. Wir schauen aber auch mit Frau Ines in die Rosenwildnis im Garten der Vergangenheit hinab. Als Storm 1864 in die Heimat zurückkehrte, war das erste, daß er sich zum eigenen Heim auch wieder den „Garten hinterm Haus" besorgte; der hatte ihm in der Fremde vor allem gefehlt: „Ich kann sagen, ich lebe nicht, weil ich den nicht habe", so schrieb er aus Heiligenstadt. „Ich war in meiner Heimat als Knabe und später bis zur Auswanderung gewohnt, den Sommer über ganz im Garten zu leben, jeden lieben Gedanken dort auszuspinnen, für jede Schwierigkeit der Arbeit mir dort die Lösung zu suchen; nur im Notfall, zum unabwendbaren Schreiben saß ich im Zimmer; das Drückende eines Sommertages habe ich dort niemals empfunden. Die grünen Schatten waren immer bereit, mich aufzunehmen."

In dem in Heiligenstadt entstandenen Gedicht: „Gartenspuk" hat Storm es unternommen, diese traute heimische Garteneinsamkeit zu „dämonisieren".

Daheim noch war es; spät am Nachmittag,
Im Steinhof unterm Laub des Eschenbaums
Ging schon der Zank der Sperlinge zur Ruh;

Ich an der Hoftür stand und lauschte noch,
Wie Laut um Laut sich mühte und entschlief.
Der Tag war aus; schon vom Levkoienbeet
Im Garten drüben kam der Abendduft;
Die Schatten fielen; bläulich im Gebüsch
Wie Nebel schwamm es. Träumend blieb ich stehn,
Gedankenlos, und sah den Steig hinab;
Und wieder sah ich — und ich irrte nicht —
Tief unten, wo im Grund der Birnbaum steht,
Langsam ein Kind im hohen Grase gehn;
Ein Knabe schien's, im grauen Kittelchen.
Ich kannt' es wohl; denn schon zum öftern Mal
Sah dort im Dämmer ich so holdes Bild;
Die Abendstille schien es herzubringen,
Doch näher tretend fand man es nicht mehr.
Nun ging es wieder, stand und ging umher,
Als freu' es sich der Garteneinsamkeit. —
Ich aber, diesmal zu beschleichen es,
Ging leise durch den Hof und seitwärts dann
Im Schatten des Holunderzauns entlang,
Sorgsam die Schritte messend ....
Schon schlüpft' ich bei der Geißblattlaube durch;
Ein Schritt noch ums Gebüsch, so war ich dort,
Und mit den Händen mußt' ich's greifen können.
Umsonst! — Als ich den letzten Schritt getan,
Da war es wieder wie hinweggetäuscht.
Still stand das Gras, und durch den grünen Raum
Flog surrend nur ein Abendschmetterling;
Auch an den Linden, an den Fliederbüschen,
Die ringsum standen, regte sich kein Blatt.
Nachsinnend schritt ich auf dem Rasen hin
Und suchte töricht nach der Füßchen Spur
Und nach den Halmen, die ihr Tritt geknickt;

Dann endlich trat ich aus der Gartentür,
Um draußen auf dem Deich den schwülen Tag
Mit einem Gang im Abendwind zu schließen.
Doch als ich schon die Pforte zugedrückt,
Den Schlüssel abzog, fiel ein Sonnenriß,
Der in der Planke war, ins Auge mir;
Und fast unachtsam lugte ich hindurch.
Dort lag der Rasen, tief im Schatten schon,
Und sieh! Da war es wieder, unweit ging's,
Grasrispen hatt' es in die Hand gepflückt;
Ich sah es deutlich ... In sein blaß Gesichtchen
Fiel schlicht das Haar; die Augen sah man nicht,
Sie blickten erdwärts, gern, so schien's, betrachtend,
Was dort geschah; doch lächelte der Mund.
Und nun an einem Eichlein kniet es hin,
Das spannenhoch kaum aus dem Grase sah,
— Vom Walde hatt' ich jüngst es heimgebracht —
Und legte sacht ein welkes Blatt beiseit'
Und strich liebkosend mit der Hand daran.
Darauf — kaum nur vermocht ich's zu erkennen;
Denn Abend ward es, doch ich sah's genau —
Ein Käfer klomm den zarten Stamm hinauf,
Bis endlich er das höchste Blatt erreicht;
Er hatte wohl den heißen Tag verschlafen
Und rüstete sich nun zum Abendflug.
Rückwärts die Händchen ineinander legend,
Behutsam sah das Kind auf ihn herab.
Schon putzte er die Flügel, spannte schon
Die Flügeldecken aus, ein Weilchen, und
Nun flog er fort. Da nickt es still ihm nach.
Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!"
Hob leis die Stirn und ging den Weg hinab,
Den Garten lassend in so holder Hut.

Sein ältestes Söhnchen Hans hatte Storm einst so im grauen Kittelchen beobachtet; nun verschmilzt ihm dieses Erinnerungsbild mit der seit jungen Tagen ihm vertrauten Vorstellung von waltenden Hausgeistchen: Vom „Puck im grauen Röckchen" berichtet sein Gedicht „Sommermittag", wie einst im Liederbuch Theodor Mommsen den „Niß im grauen Röcklein" beschworen hatte. Waren doch den Knaben einst die Gestalten des heimischen Volksglaubens so lebendig geworden, daß sie an einem Herbstabend, „in dieser Jahreszeit des Stückenerzählens", ganz deutlich den Niß-Puck aus einer Dachöffnung des väterlichen Stallgebäudes herausgucken sahen. — —

„Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht —"

so beginnt der zweite Teil jenes Gedichts. Der Dichter ist zu Besuch einmal wieder dort gewesen, „mir nicht zur Freude und den andern nicht"; und wieder kam er einmal in der Abenddämmerung an den alten Gartenweg vor jene Planke.

Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartentür;
Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
Ausstreckt ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie ehmals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,

Mein Aug' ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich, leidbezwungen,
Ging ich vorüber. Ich vermocht es nicht.

So ist die zarte Kindesgestalt ihm zugleich Symbol der fernen, ach so fernen Heimat, nach der seine Sehnsucht vergeblich die Arme breitet: Von dem schlichten Eingang an: „Daheim noch war es ..." schwingt durch das ganze Gedicht als Grundton das Heimweh mit. Leidvoll gedenkt der Dichter jener Tage jungen Eheglücks im trauten Vaterstädtchen, und der Garten, den er damals sein Eigen nannte, wird ihm Inbegriff der Heimat. Und so wie dieses Gedicht: getragen und erfüllt vom Heimgefühl, ist seine ganze Stellung zur Umwelt, zur Natur. Es ist ja so wunderlich: die heitere Schönheit der Havelgegend mit ihren blauen Seen und dunklen Bäumen, die feinen Reize des Parks von Sanssouci, der Storm die geliebten Urgroßvätertage lebendig werden ließ, die friedliche Anmut des waldumkränzten Heiligenstadt, ja, alle Zauber des grünen Rheinstroms, alle Herrlichkeiten der reichen Landschaft Baden-Badens: nichts, nichts von all dem hat Storm ein Lied entlockt! — Nicht, daß er unempfindlich dafür gewesen wäre: In poesievollen Worten berichtet er den Eltern von einem einsamen Gang durch „die grünsten Partien des Parks von Sanssouci", lädt er Freund Eggers nach Heiligenstadt ein „in bezaubernde Einsamkeiten und in kleine stille Städte ...", berichtet er nach Hause von der paradiesischen Badener Gegend und von der sonnigen Rheinfahrt, bei der ihm die ganze Rheinromantik lebendig wurde. Und in seinen Prosawerken findet sich mehr als eine Reminiszenz an die Potsdamer und Heiligenstädter Landschaft. In den

Gedichten wird man sie vergeblich suchen. „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form", so schrieb der Dichter an Mörike; all jene Naturschönheit also wurde ihm nicht zum wirklichen, lyrischen Erlebnis. Das konnte nur die Heimat, an die mit klammernden Organen seine Seele sich rankte, der er in der Fremde mit schmerzlicher Innigkeit gedachte. An Fontane schrieb er einmal: „Wollen Sie das Pflanzenartige in meiner Natur nicht verkennen!" Ihm war, als müsse er draußen in der Fremde verkümmern wie die feine Pflanze, die in fremdem Erdreich nicht gedeiht. Die heimische Landschaft mit ihren sparsamen Reizen hat er darum in Versen verklärt, über denen der Erinnerungsschein glücklicher Jugendtage leuchtet: Westermühlen, das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf, das seines Vaters Geburts- und Heimstätte war; Segeberg mit dem Kalkberg und dem schönen stillen Garten von Onkel Esmarch am Großen See; und vor allem, was für uns der Inbegriff der Stormschen Landschaft geworden ist: die Heide und das Meer, endlich Husum selbst, „die graue Stadt am Meer". —

„Westermühlen. Bei diesem Wort steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf"; so beginnt Storm das zweite Kapitel einer autobiographischen Skizze. —

„Die Heimat hier und hier dein erster Traum.
Das Mühlrad rauscht; so lustig stäubt der Schaum ..."

so hatte er schon als Primaner versucht, jene Erinnerungen in Worte zu bannen. Später gelang es ihm besser in dem Gedicht „Waldweg", über das er in dem Brief an Mörike vom November 1854 so reizvoll plaudert: „Diese Verse

haben für mich den Wert einer Erinnerung; ich habe versucht, in ihnen ein Stück meines wärmsten Jugendsonnenscheines einzufangen ...":

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schlehn im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laubs umzog;
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen;
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich rot die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,

Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.

Und auf den Segeberg führt uns ein anderes heimatseliges Gedicht aus dem letzten Jahr, ehe er in die Fremde zog.

Nichts aber vermochte dem Dichter den Zauber der Heide zu ersetzen, deren heilige Einsamkeit er so gerne durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen. Wie oft in seinen Novellen versetzt er uns dorthin! In allen Jahreszeiten stellt er sie vor unser geistiges Auge, im Herbst, wenn die Oktoberstürme darüber hinfegen, in der feierlichen Ruhe der Christnacht, wenn man droben an der großen blitzenden Himmelsglocke das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meint. Ein sonniger Frühlingstag ist es, an dem wir den jungen Primaner („Auf der Universität") zum Schmetterlingsfang in die Heide hinauswandern sehen:

„Da plötzlich sprang zur Rechten der Wall zurück, und vor mir lag ein Fleckchen hügeligen Heidelandes. Brombeerranken und Bickbeerengesträuch bedeckte hier und da den Boden; in der Mitte aber an einem schwarzen Wässerchen stand vereinzelt im hellsten Sonnenglanz ein schlanker Baum. Aus den blendend grünen Blättern, durch die er

ganz belaubt war, sprang überall eine Fülle von zarten, weißen Blütentrauben hervor; unendliches Bienengesumme klang wie Harfenton aus seinem Wipfel. Weder in den Gärten der Stadt, noch in den entfernteren Wäldern hatte ich jemals seinesgleichen gesehen. Ich staunte ihn an; wie ein Wunder stand er da in dieser Einsamkeit. — Eine Strecke weiter, nur durch ein paar dürftige Ackerfelder von mir getrennt, dehnte sich unabsehbar der braune Steppenzug der Heide; die äußersten Linien des Horizontes zitterten in der Luft. Kein Mensch, kein Tier war zu sehen, soweit das Auge reichte. — Ich legte mich neben dem Wässerchen im Schatten des schönen Baumes in das Kraut. Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Heidelerche; über mir in den Blüten summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne."

Träumerische Sommerstimmung liegt über jener unvergleichlichen Schilderung des Sommertags in „Ein grünes Blatt":

„Es mochte ein Student sein, vielleicht ein junger Doktor, der auf dem schmalen Fußsteige über die Heide ging. Die Kugelbüchse, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, schien ihm schwer zu werden; denn je zuweilen im Weiterschreiten nahm er sie in die Hand oder hängte sie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagssonne glühte in seinen Haaren. Um ihn her war alles Getier lebendig, was auf der Heide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gestäude, das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte,

die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen. — Nun stand der Wanderer still und blickte über die Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog; starr, einförmig, mit rotem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich, in nicht gar weiter Ferne, sah er einen Waldzug, an dessen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufstieg. Das war alles. — In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkt noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine einsame Kathe, aus deren Dach der Rauch emporquoll, den er zuvor gesehen hatte. Er riß einen Büschel Heide aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen Stern der Blüte; dann nahm er seine Büchse herunter und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine Gedanken in der heißen, zitternden Luft zergingen. — Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Heidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwischen schossen rosenrote Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen." — —

Fast wie eine epische Studie mutet uns diese Schilderung an, verglichen mit der einheitlichen Stimmung des Gedichts „Abseits".

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier, und sonnbeschienen
Der Käthner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit. —

Stundenlang konnte Storm auch beobachtend und lauschend auf dem Deich bei Husum verweilen; es war sein täglicher Spaziergang. Als einen Talisman, der ihn wohl zuzeiten vergessen, aber immer unverloren durchs Leben begleitete, hat man den Gedanken an das heimatliche Meer schön bezeichnet. Auch durch seine Lyrik klingt das Rau-

schen der See: Im Frühlingsglanze schauen wir mit dem Dichter vom Husumer Deich auf die funkelnde Fläche hinaus:

Es war daheim auf unsrem Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen.

Und aus der Fremde schreibt er dem Vater: „Du wunderst Dich, wie ich Heimweh haben könne. Ich will es Dir sagen." Und dann folgt das Gedicht „Meeresstrand", das wie jenes „Abseits" scheinbar nur oft Geschautes und Gehörtes beschreibt und doch in seiner einheitlichen Stimmung so viel mehr gibt! „Wie oft," schreibt Storm über das Gedicht an Mörike, „wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hoftür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Kochen des Meeres. Und wie liebte ich das, schon damals, und wie erst jetzt!"

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huſchet
Neben dem Waſſer her;
Wie Träume liegen die Inſeln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einſames Vogelrufen —
So war es immer ſchon.

Noch einmal ſchauert leiſe
Und ſchweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe ſind.

Und wieder rauſcht das Meer die Begleitung zu dem melancholiſchen Lied von der Heimkehr: „Ich war wieder in der kleinen Küſtenſtadt, in der ich einſt die Tage meiner Jugend lebte... Nun hörte ich es wieder, das Wiegenlied des Meeres... Wie oft ſtand ich jetzt im Dunkel meines Gartens, blickte hinauf zu der lichten Sternenhöhe und ließ mein Ohr von dieſen Akkorden des Schöpfungsliedes erfüllen.“ — Die kleine Küſtenſtadt iſt heute uns allen vertraut, die wir Storm kennen und lieben. Wir wandeln mit ihm durch die engen Gaſſen und ſehen mit ſeinen Augen die alten Häuſer und Höfe. Wir neigen das Ohr dem fernen Rauſchen von Meer und Wind. Und lauſchen bewegt dem ſchlichten und doch faſt feierlichen Klang des Liedes, in dem deutſche Heimatliebe ergreifendſten Ausdruck gefunden hat:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und ſeitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer ſchwer,

Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

III.

Daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott,
Ach, dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitternis und Not des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts.

Wie ein Glaubensbekenntnis aus tiefster Seele herauf klingen diese Worte aus Storms Gedicht „Ein Sterbender"; sie führen uns ins Innerste dieser frauenbedürftigen Natur. Seines Lebens tiefstes Glück und Leid fand er hier; und er fühlte, daß hier, wo er am stärksten erlebte, seiner lyrischen Kunst die reichste Blüte beschieden war. „Ich bin eine stark sinnliche Natur", schrieb er an Emil Kuh. Aber

er besaß zugleich jene Kraft der Verinnerlichung, die das Sinnliche von der Erde loslöst und durchgeistigt. Er war sich dessen mit Stolz bewußt; darum hielt er die Liebeslyrik für das Originalste unter seinen Sachen und war überkritisch dem gegenüber, was andere für Liebeslyrik ausgaben. „Wenige," schrieb er, „die diesen Namen in Anspruch nehmen, sind wirkliche Liebeslieder. Die meisten sind poetische Definitionen und Reflexionen über die Liebe. In dem echten Liebeslied muß die Atmosphäre der Liebe walten, wenn auch das Wort nicht darin vorkommt." Auch in zierlichen Versen hat er diese „Kritik" ausgesprochen:

Hör' mir nicht auf solch Geschwätze,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zuviel gedichtet hätten.

Ach, es sind so kläglich wenig,
Denn ich zählte sie im stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Schicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
Kommen Tag für Tage wieder;
Doch wir zwei Verliebte sprechen:
Das sind keine Liebeslieder.

Im Berliner „Rütli" trug der Sänger der Liebe daher den Namen „Tannhäuser". Fontanes witzige Bosheiten über diese Dinge sind bekannt genug. Man mag sie ihm verzeihen; hat er Storm doch auch unumwunden als den „bedeutendsten Liebeslyriker seit Goethe" anerkannt.

Danken wir es darum der Tochter des Dichters, daß sie durch ihr Buch *) uns einen tiefen Einblick in das Liebesleben dieser heißen und reichen Dichterseele tun ließ! Kein Empfänglicher wird jene Kapitel ohne Bewegung lesen.

Der Dichter war Primaner in Lübeck, als zum erstenmal eine tiefe und nachhaltige Leidenschaft ihn erfaßte. Was zuvor sein Knabenherz gerührt hat, wir wissen es nicht. Nur wie aus weiter Ferne schauen uns ein Paar vergißmeinnichtblaue Augen, schaut uns ein blasses Gesichtchen an. „Drüben jenes Giebelfenster... Die Donner des Frühlingsungewitters sind längst verhallt, die ich in lauer düfteschwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist sie geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen...!" Wir schauen hinüber „tief, tief in vergangene Zeit"; im dunklen Schloßgarten, ein Primaner mit der roten Schülermütze und ein scheues Kind mit dunklen, heimatlosen Augen; „das war noch im Vaterstädtchen..."

Dann aber war jener Weihnachtsabend gewesen im Hause des Altonaer Kaufherrn, und Berta von Buchau war in Storms Leben getreten. Sie war ein Kind noch, kaum über zehn Jahre. Aber ein seltsamer Zauber lag über ihrem Wesen und Schicksal: der Vater, Großkaufmann, weilte in der Ferne; jahrelang hatte sie ihn nicht gesehen; ihre Er-

*) Gertrud Storm, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens I, 1912. II, 1913.

ziehung lag in den Händen einer stillen, feinen Frau, die sie Mutter nannte. So sah sie der Jüngling unter dem Weihnachtsbaum; er trat dann ein in den kleinen Kreis der Frauen, erzählte dem Kinde Märchen und sang ihr in der Abenddämmerung seine Lieder, indes ihr dunkles Lockenköpfchen an seiner Schulter ruhte.

Blau ist ihr Aug', nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein schelmisch Mündlein, wie nur eines war,
Ein launisch Kind; — doch all ihr Widerstreben
Bezwingt ihr Herz, das mir so ganz ergeben. —

Sie wurde seine Freundin und sein Schützling, sie wurde ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens. Er gedachte sie geistig an sich zu fesseln. Briefe gingen hin und wieder; von den Märchen, die er ihr erzählt, begann er die, welche ihr am besten gefallen hatten, aufzuschreiben, und es mochte ihm eine anmutige Befriedigung sein, wenn er sie, in den Ferien zu Besuch dort weilend, diese Geschichten aus den von ihm geschriebenen Heften der Mutter vorlesen hörte. Mitunter auch waren eigene Verse des jungen Dichters dabei. Zu Weihnacht 1837 war solch eine Sendung nach Hamburg abgegangen:

Horch nur auf! Die alten Märchen
Ziehn dich in die alte Pracht.
Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwatzen wir die ganze Nacht ....

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Riesenritter schlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug.

Von dem Sänger aus der Weiten,
Der ein Mädchen groß und schlank
Durch die Zaubermacht der Saiten
Rückwärts in die Kindheit sang.

Gertrud Storm hat den anmutigen Brief veröffentlicht, in dem Berta ihrem Ritter für diese Gaben dankt.

„Das hübsche Märchen hat Mutter mir gleich vorgelesen, da mir meine Augen es nicht erlaubten, es selbst zu tun, und ich fand mich ganz in deine Stelle versetzt, indem ich mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört habe. Es ist doch ein recht guter Junge, der sitzt und sich den Mühlstein als Pastorkragen umhängt. Das ist eine prächtige Szene. Dann hat er ein so dankbares Gemüt, das gefällt mir so. Daß er immer, auch im Glücke, die Erinnerung an seine Bärenmutter nicht verloren hat, und daß er den ungeschlachten Riesen tötet, war sehr gescheit. Was sollte er auch mit der schönen Prinzessin anfangen? Sie war auch gegen die alte Bärenmutter so freundlich-liebevoll wie gegen Hansens Eltern. Kurz, lieber Theodor, dein Märchen ist hübsch und erbaulich. Habe du noch recht vielen Dank dafür.

Es ist aber doch eigentlich ein schlechtes Stück von dir, mir zuzutrauen, in einem so kleinen Zeitraum von 365 Tagen vergessen zu können. Nein, im Gegenteil, es ist mir, als seiest du erst vor einigen Tagen abgereist .... Es wäre doch recht schön, wenn du Ostern kämest, dann wollten wir wieder recht vergnügt sein und tanzen. Ich tanze jetzt auch sehr gern. Kannst du es nicht so einrichten?" — —

„Eine Art Phantasieliebe" hat Storm später einmal das seltsame Verhältnis genannt. „Aus eigenem Herzen

geboren, nie beſeſſen, dennoch verloren", ſchrieb er als Motto zu dem „Lockenköpfchen".

Du biſt ſo jung — ſie nennen dich ein Kind —
Ob du mich liebſt, du weißt es ſelber kaum,
Vergeſſen wirſt du mich und dieſe Stunden,
Und wenn du aufſchauſt und ich bin verſchwunden,
Es wird dir ſein, wie über Nacht ein Traum,

ſo dichtete er im frühen Gefühl der Vergänglichkeit. —

Die Jahre kamen und gingen. Ihn geleitete die liebliche Geſtalt durch die Studentenzeit. Mitten im Gewühl der Großſtadt, Unter den Linden überfällt ihn im wachen Traum die Erinnerung. — — — Dann war er nach Kiel zurückgekehrt; noch immer war er der Ritter des mählich heranwachſenden Mädchens. Für eine Hochzeitsfeier dichtete er für ſie eine poetiſche Szene, in der ſie als Zigeunerkind auftrat. Ein Goldherzchen trug ſie von ihm zu eigen. „Mein Goldherzchen werde ich gewiß weder verſchenken, noch mir nehmen laſſen; dazu iſt es mir zu lieb"; und ſie dankt dem Freund für ſeine Gedichte, die ſie gleich vom Weihnachtstiſch „abſeiten geführt" habe; ſie freut ſich, darin die Erinnerung gemeinſam verlebter Stunden zu finden, die er mit treuen Farben gezeichnet habe:

Jetzt ſtehſt du und ſpielſt mit dem Herzchen am Hals,
Rückſinnend vergangene Tage;
Aufleuchtend über dein Antlitz geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

Sie war nun kein Kind mehr; aber die Seele des geiſtig frühgereiften Mädchens war noch unerſchloſſen. Die drängende Leidenſchaft des jungen Dichters mochte das nicht

begreifen. Er verlangte nach einer Entscheidung, einem Bekenntnis ihrer Liebe. Es kam darüber auch zu Auseinandersetzungen mit der „Mutter". Alles heiße, ungestüme Jünglingssehnen, alle Qual unerwiderter Liebe spricht aus den spärlichen Briefen und Tagebuchblättern jener Jahre. Um Ostern 1842 — es war die Zeit ihrer Konfirmation — litt es ihn nicht mehr in Kiel. Er reist nach Hamburg, sie aus der Ferne zu sehen; ein Freund begleitet ihn. In fremder Gesellschaft sucht er Zerstreuung:

„Ich komme mir so wunderbar vor hier. Alle Leute, mit denen ich hier verkehre, sind mir fremd; was ich liebe, geht mir wie ein Traum vorüber ... In allen Wegen, die ich heute machte, mußte ich an sie erinnert werden. Hier hatte ich mit ihr, als sie noch Kind war, vor den Ladenfenstern die Porzellansachen beschaut; hier hatten wir zusammen Einkäufe für meinen Vater gemacht; aus dem Blumenkeller hatte ich ihr in späterer Zeit immer die Myrten mitgebracht, die alle nicht wachsen wollten."

In die Kirche geht er, um sie zu sehen und glaubt in den frommen Mädchenaugen die Andacht der irdischen Liebe zu lesen. Es war eine Täuschung. Als er im Herbst des Jahres ihr selbst die entscheidende Frage vorlegte, antwortete sie ängstlich ausweichend; sie fühlte sich noch zu jung, den Schritt zu tun, der ihr ganzes Leben entscheiden sollte.

Allmählich gingen die Wege der beiden auseinander; als einsame alte Jungfrau ist Berta v. Buchau im Oberaltenstift zu Hamburg gestorben. — Ob es ein Glück für Storm gewesen wäre, wenn sein heißer Wunsch Erfüllung gefunden hätte? Ob das Mädchen, dessen Seele in dem

frommen Frauenkreis so überzart und unirdisch geworden war, für Theodor Storm die rechte Weggenossin hätte werden können? Man mag wohl daran zweifeln. —

In jenen Frühlingstagen der schmerzlichsten Leidenschaft nun hatte er einen Brief an Berta entworfen, der sie nicht erreichte. Gertrud Storm hat ihn veröffentlicht: „Ich glaubte einmal, die Versicherung Deiner Liebe gehabt zu haben, dann aber wurde es dunkel zwischen uns. Ich sah Dich nicht in langer, langer Zeit, ich hörte nicht von Dir, da konnte ich's länger nicht ertragen, ich kam hierher... Als ich Dich in der Kirche sah, da war mir, als fühlte ich einen Strahl der Liebe von Dir zu mir herüberdringen... Wenn Du mich liebst, so sei Deine Liebe groß und gläubig — im andern Falle hab' so viel Mitleiden mit dem Freunde Deiner Kindheit, ihm ein letztes Wort zu schreiben... Einliegende Gedichte bewahre zur Erinnerung oder zum Unterpfand meiner Liebe — die Deutung liegt in Deiner Hand." Im „Liederbuch" sind diese Gedichte dann veröffentlicht; das eine von ihnen lautet:

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Tränen?
Ergriff dich nie im kerzenhellen Saal
Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen
Ein dunkler Schauer meiner ew'gen Qual?

O fühltest du's. Nicht länger kann ich's tragen!
Du weißt, das ganze Leben bist du mir;
Die Seligkeit von allen künft'gen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe bist du auferzogen;
Du bist mein Kind — ich habe dich geliebt,

Als fesselos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde sehntest,
Der abends dir die hellen Lieder sang,
Indes du stumm an seiner Schulter lehntest
Und gläubig lauschtest in den vollen Klang?

O fühl' es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirst du's fühlen — weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele:
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß.

O kehr zurück und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch ist mein Herz wie deines stark und jung.

Die Bewegung über dieses Erlebnis hat lange in dem Dichter nachgezittert. „Immensee" gibt in seinem ersten Teil davon Zeugnis. Erst nach Jahren stand er dieser Jugenderfahrung so frei gegenüber, wie er sie dann in „Von jenseit des Meeres" in den sonnigen Kinderszenen wiederaufleben läßt. Noch aber mußte eine andere, tiefer aufwühlende Leidenschaft durch seine Seele stürmen, ehe er die leidvoll verhaltenen Töne fand für den zweiten Teil seiner berühmten Erstlingsnovelle.

„In mein Leben, wie in meine Poesie teilen sich zwei Frauen", so beginnt jene Beichte, die wir im zweiten Teil von Gertrud Storms Buch lesen. „Die eine, die Mutter meiner Kinder, die so lange der Stern meines Lebens war, lebt nicht mehr; die andere lebt, nachdem sie fern von mir allein und oft in drückender Abhängigkeit verblüht ist.

Beide habe ich geliebt, beide liebe ich noch jetzt, welche am meisten, weiß ich nicht. Die erschütterndste Leidenschaft hat mir einst die noch Lebende eingeflößt. Die leidenschaftlichen Lieder, die ihr oft gelesen habt, sind der Kranz, den sie noch jetzt in ihrem Haare trägt ... aber die Leidenschaft für die Lebende brach über mich herein, als die Verstorbene schon mein Weib war." — Mit tiefster Erschütterung und innigstem menschlichem Anteil lesen wir diese Worte: Was müssen diese drei Menschen gelitten haben in jenen Jahren, die dem Fernstehenden in stiller Heiterkeit ruhsamen Eheglücks verflossen schienen. Und als seien sie uns neu geschenkt, so lesen wir nun jene leidenschaftdurchglühten Lieder, in denen der Dichter dieser Liebe bange Not ausgeströmt hat. —

Der einst er seine junge,
Sehnende Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht —

so mochte es bitter in ihm klingen, wenn er an die Jahre zurückdachte, in denen er Berta v. Buchau die Schleppe getragen. Nun umgab ihn traulich und warm die Luft der Heimat. Des Vaters Segen half dem jungen Anwalt sein Haus gründen. Die holde Schwesterkunst der Poesie, der er wie dieser unablässig gedient hat, die Musik, schuf ihm den Kreis schöner Geselligkeit, in dem ihm wohl war. Und eine liebe, gütige Frauenstimme klang voll und weich mit der seinigen zusammen; Konstanze war es, deren schönes, edles Wesen ihm inniges Genügen in einem reinen Liebesbunde verhieß. Er reichte ihr die Hand in diesem

stillen Gefühl der Sympathie und führte sein junges Weib in sein neugegründetes Haus.

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond.

Aber noch war er seines heißen Herzens nicht Meister, nicht reif für dieses Glück. Jenes eben erblühte Mädchen, von dem der Bekenntnisbrief berichtet, trat in seinen Kreis, kam oft in sein Haus. Bei ihr, da war jene berauschende Atmosphäre der Leidenschaft, der er nicht widerstehen konnte:

Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rote Rose Leidenschaft.
Noch einmal hab' ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft,
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines seinen starken Schlag,
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag.

Verzehrend kam sie, diese Leidenschaft, in Sturm und Drang; nicht beglückende Seligkeit, nur Kampf und sehrende Glut:

Die Stunde schlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen;
An meine Lippen streiften schon
Mit scheuem Druck die deinen.

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken.

O faſſe Mut und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

* *
*

Wie duften die Blumen ſo ſüß und berauſchend in der Sommernacht, wie iſt alle Sehnſucht wach geworden nach ihren brennend roten Lippen! Aber ſie, die leichte zärtliche Mädchengeſtalt, iſt ja vor der Welt nicht ſein; er gehört nicht in den Kreis der Jungen. Im dunklen Garten ſtehen wir mit dem Dichter in dufterfüllter Nacht. Wir ſpüren den ſchwülen Hauch der Pflanzen; wir ſchauen mit ihm hinauf nach den erleuchteten Fenſtern des Saals, wo ſorgloſe Jugend im Tanz ſich vergnügt, wo die ſehnſüchtig Geliebte weilt, von fremden Menſchen umgeben; wir empfinden es, wie die laute Luſt, die er nicht teilen darf, ihn quälen muß, und wir fühlen es mit ihm wie Befreiung, als endlich im Lied die Spannung ſich löſt.

Hyazinthen.

Fern hallt Muſik; doch hier iſt ſtille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte ſchlafen, aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es raſt ohn' Unterlaß;
Die Kerzen brennen und die Geigen ſchreien,
Es teilen und es ſchließen ſich die Reihen,
Und alle glühen; aber du biſt blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme ſchmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!

Ich seh dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt. — —

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Weiter wirbt die drängende Leidenschaft, jenseits von gut und böse, nur dem eigenen Gesetz gehorsam; kühn und keusch zugleich erklingt das heißeste dieser Tannhäuser-Lieder, in dem das Liebesmysterium aus unmittelbarer Empfindung heraus zur reinen Liedgestalt sich formt:

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Tut liebliches Geheimnis kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indes dein roter Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

* *
*

Das wehe Glück dieser Liebe konnte und durfte nicht dauern. Sie klagte nicht, die er so gewaltsam in sein Leben gerissen.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Still ging sie ins Leben hinaus.

So laß mich denn, bevor du weit von mir
Im Leben gehst, noch einmal danken dir,
Und magst du nie, was rettungslos vergangen,
In schlummerlosen Nächten heimverlangen.

Für Storm aber galt es nun nicht nur, selbst zu überwinden, sondern gutzumachen, was er seiner Frau angetan.

Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet,
Das ist uns nicht gefehlt.

Die Entfernung kam ihm zu Hilfe, und dann ward ihm das große Leid, daß er die Heimat lassen mußte, zum Segen und zum Heil: In gemeinsamem Tragen und Kämpfen bildete sich zwischen ihm und der treuen Konstanze die innigste Lebensgemeinschaft aus. Immer tiefer erkannte er, welcher Schatz ihm in dem Besitz dieser edlen Frauenseele gegeben war. Wie ein Hauch des reinsten Friedens weht es uns an aus den ihr geweihten Liedern:

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.

Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Und spät, doch um so beglückender erblüht ihm noch einmal die Rosenzeit einer selbstvergessenen Liebe. Ihr reiner Duft umfängt uns in der wundervollen Novelle „Späte Rosen". — In jenen Jahren war es, wo der Dichter einmal an seine Mutter schrieb: „Von den Knospen unsrer gefüllten Kamelie kam nur eine zur Entfaltung; ich schnitt sie ab und steckte sie Konstanze ins Haar, als wir zum Römischen Abend gingen. Ich habe nie eine Blume an einem besseren Platz gesehen. ‚Denn wenn der Leib gleich stirbt,' — so singen wir jetzt im Paulus — ‚doch wird die Seele leben'. So entwickelt auch ihr Antlitz, je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehen, eine zarte geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen

werden ... Die seltene Einfachheit und Reinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer wie mit einer Atmosphäre der Jugend."

Das war zwei Jahre, ehe Storm mit der geliebten Frau in die Heimat zurückkehren durfte. Als sie hatten hinausziehen müssen, hatte er ihr zugesungen:

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

„Worte, wie sie kein Dichter je schöner gefunden." — Dann aber kam jener Maimorgen, an dem er sie zu Grab geleiten mußte.

1.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,

Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling.

2.

Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendlust,
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: Was ist das Glück?
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit mir zu leben.

Dann seh' ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

Er hat den Schmerz um die Tote nie ganz verwunden. Aber er ist der Lebenden, die er nun in der Stille in sein Haus und an sein Herz zog, wie er es einst mit Konstanze besprochen hatte, ein treuer Gatte gewesen, hat ihr nach

Kräften beigestanden in dem schweren Beruf, den er ihr auferlegte: seiner zahlreichen Kinderschar eine Mutter zu sein. War sie auch verblüht, und jener Jugendzauber dahin, für ihn trug sie noch den frischen Kranz seiner schönsten Lieder im Haar. Und seine Dichteraugen dachten mitunter noch an jene juniheißen Tage der Leidenschaft:

Wie bald des Sommers holdes Fest verging!
Rauh weht der Herbst; wird's denn auch Frühling wieder?
Da fällt ein bleicher Sonnenstrahl hernieder —
Komm, laß uns spielen, weißer Schmetterling!

Ach, keine Nelke, keine Rose mehr;
Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!
Weh, wie so bald des Sommers Lust verging —
O komm! Wo bist du, weißer Schmetterling?

IV.

Musik! Musik! Die Lerchen singen,
Aus Wies' und Wäldern steigt Gesang,
Die Mücken in den Lüften schwingen
Den süßen Sommerharfenklang.
Und unten auf besonnter Flur
Seh' ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber stäuben
Ein keusch Geheimnis der Natur.

Es sind Verse aus einem ursprünglich für ein größeres Ganzes bestimmten Gedicht, in das Storm den Sonnenschein seines jungen Eheglücks gebannt hat, als er in Konstanzes anmutiger Heimat Segeberg weilte und „in süßem

Nichtstun an der Liebsten Seite" vom Kalkberg in die sonnige Landschaft hinabschaute.

Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Gestein,
Zwei Knaben steigen durchs Gekräute;
Und sie sind unser, mein und dein.
Sie jauchzen auf, die Felsen klingen;
Mein Bursche schlank, mein Bursche klein!
Schau, wie sie purzeln, wie sie springen,
Und jeder will der erste sein.
In Kinderlust die Wangen glühen;
Die Welt, die Welt, o wie sie lacht!
Nun hängen sie an deinen Knien,
Nun an den meinen unbedacht;
Der Große hier, und hier der Kleine,
Sie halten mich so eng umfaßt,
Daß in den Thymian der Steine
Mich hinzieht die geliebte Last.
Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund,
Ich seh der Heimat, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Noch mancher anmutige Vers in den Gedichten und vor allem die entzückenden Kinderszenen in den Heimatbriefen erzählen uns von Storms Vaterfreude und von dem innigen Familienleben in seinem Hause. Und Erich Schmidt hat in unvergänglichen Zügen den Dichter des deutschen, vor allem des norddeutschen Hauses gezeichnet. Jene feste Geschlossenheit und treue Verbundenheit der Familie, die anheimelnde Behaglichkeit ihres Lebens mit seinen Teestunden, seinen Familienfesten, man findet sie kaum irgend-

wo so warm und von innen heraus dargestellt wie in Storms Werken. Vor allem das Weihnachtsfest ist der Inbegriff dieses trauten Lebens, so recht das „Haus- und Herdfest" der Familiengemeinschaft. Man weiß, wie Storm sich nicht genug tun kann in seinen Briefen mit Beschreibungen „der alljährlich wie ein Naturereignis wiederkehrenden Weihnachtsfeier". In der Heimwehnovelle „Unter dem Tannenbaum" wird eben dieses Fest zum Sinnbild und Inbegriff der schmerzlich entbehrten Heimat. Oft ist Storm gerade diesen Zusammenhängen nachgegangen. Schon in den älteren Gedichten steht eines, das (deutlich an Goethes „Ballade" anklingend) schildert, wie der Weihnachtsabend den verirrten Sohn ins Vaterhaus zurückführt:

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit;
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimat nicht Ruh'.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum." —

In der Weihnachtsstimmung findet Reinhardt in „Immensee" den Weg zu Heimat und Jugendliebe zurück, den er fast verloren. Wie Faust die Osterglocken, so umspinnt

auch unseren religiös so frei gesinnten Dichter der Klang des Geläuts am Christfest mit frommem Zauber:

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht.
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Mittelpunkt und Hauptpersonen aber beim Weihnachtsfest sind die Kinder. Ihnen bringt Knecht Ruprecht „von drauß vom Walde her" sein Säcklein:

„Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern."

Aber auch:

„die Rute, die ist hier,
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Teil, den rechten." — —

Die Kinder hatten es gut im Dichterhause, vielleicht zu gut. Fontane weiß ja auch davon eine kleine, boshafte Ge-

schichte zu erzählen. Mag es denn sein, daß Storm seinen Jungen ein allzu gütiger Vater gewesen ist. Die Nachwelt wird darum doch urteilen, daß ihm viel vergeben ist um der rührenden Liebe, der unbeirrten Treue willen, mit der er die Seinen allzeit umfangen hielt: Ein Leben voll nie ermattender Sorge um sie spricht aus seinen Briefen. Und wiederum danken wir es Gertrud Storm, daß sie auch das der Welt nicht vorenthalten hat, was wie eine dunkle Wolke Jahr um Jahr dem alternden Manne das Leben umdüsterte, die bange Not um den ältesten Sohn, der ein Trinker war. „Es ist keine Sorge mehr," schreibt der unglückliche Dichter einmal, „es ist ein Entsetzen, das mir das Blut vergiftet." Und aus tiefverwundeter Seele ringt der erschütternde Wunsch sich empor:

Friedlos bist du, mein armer Sohn,
Und auch friedlos bin ich durch dich.
Wären wir, wo deine Mutter ist,
Wir wären geborgen, du und ich. — —

Storm ist in „Karsten Kurator" hart, zu hart mit sich ins Gericht gegangen. Es war doch trotz aller Güte kein weichlicher, unmännlicher Geist, der in seinem Haus herrschte, den er seinen Söhnen einpflanzen wollte. Es war der aufrechte Bürgerstolz des steifnackigen Friesen:

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Fontane hat solche Bedenklichkeiten philiströs gefunden. Man wird seinen weltläufigeren Standpunkt verstehen, doch

aber die rechte Freude wohl nur an Storms charaktervoller Art haben können.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht, noch Wachen.
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorten
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest, du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Storm hat sich dieses seines Weges und Wertes sichere Selbst allezeit bewahrt und offen seine Meinung gesagt, auch in den Gedichten: Der Bierphilister, der „keinen Sonntag hat im ganzen Jahre", der regierungslustige Beamte und der lederne „Staatskalenderer", das Töchterlein des Herrn „Rat dritter Klasse", das über „die kleine Kaufmannstochter" das hochmütige Näschen rümpft, die adelige alte Jungfer, die so gerne an den „doppelten Adam" glauben möchte, sie alle ziehen auf Storms satirischer Bühne auf und müssen sich von seinem grimmigen Humor beleuchten lassen. Köstlich schildert das Gedicht „Gesegnete Mahlzeit" die in satter Zufriedenheit glänzende Dinergesellschaft:

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.

Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Storms Humor ist anders als der seiner Freunde Mörike und Gottfried Keller. Selten fehlt, in den Gedichten zumal, der Einschlag bitterer Satire, der dem eigentlichen Humor fremd ist. Da muß es schon die harmlose Welt der Kinder und Katzen sein, wenn wirklich ein „unverkümmertes Produkt der köstlichen und weltbezwingenden Gemütsstimmung, die man Humor nennt", entstehen soll, ein Gedicht wie das berühmte „Von Katzen", über das Mörike an den Dichter schrieb: „Das von den Katzen wußte ich bald auswendig und habe manchen schon damit ergötzt. ‚Von wem ist das?' frug ich unlängst einen Freund. ‚Nu,' sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstände — ‚von dir!' Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urteils hat mich natürlich nicht wenig gaudiert":

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken;
Fünf weiße, schwarz geschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — Der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;

Ja, wie die Köchin auch ingrimmig dreinsah,
Sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —

Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen:
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menschlichkeit! wie soll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechsundfünfzig Katzen! —

V.

Die großen sozialen Fragen tauchen in Storms Gedichten kaum auf: Als „echter Sohn eines alten städtischen Geschlechtes" und, fügen wir hinzu, als Kleinstädter, stand er diesen Dingen zu fern. Und was nicht wirklich in den Kreis seines persönlichen Lebens trat, danach griff er nicht, um es dichterisch zu gestalten.

Auch die größten politischen Erlebnisse des deutschen Volkes haben kaum eine Spur in Storms Werken hinterlassen. Der Schluß der „Neuen Fiedellieder“:

Herrgott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben, deutschen Land.
Husum, im Juli 1871. —

ist die einzige Hindeutung auf das Größte, was diese Generation des deutsches Volkes erlebt hat! —

Storm war keine durchaus unpolitische Natur. Gefühl und Temperament, sowie Welt- und Lebensanschauung wiesen ihn nach der liberalen Seite, auf der ihn Äußerungen in Briefen und sonst sehr deutlich zeigen. Aber in den seltensten Fällen drängte es ihn, für seine Überzeugung in der Öffentlichkeit zu wirken. Nicht daß es ihm an dem Mut oder am Pathos dazu gefehlt hätte. Wo es galt, hat er seiner Meinung mit goldener Rücksichtslosigkeit auch gegen die Höchstgestellten Ausdruck gegeben. Und wo er im Innersten ergriffen war, wußte er sich auch des hinreißenden, klangvoll pathetischen Wortes Meister:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land!

Ja, er wird seiner oft recht aggressiv und leidenschaftlich sich äußernden Natur kaum völlig gerecht, indem er fortfährt:

Doch schreiten wir lieber an Maientagen,
Wenn die Primeln blühn, die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Es entsprang aber der gleichen lyrischen Wahrhaftigkeit, die Storm jeden Vers über fremde Landschaft versagte, daß er auch im Politischen nicht über den Horizont der Heimat hinausgestrebt hat. Er, der sich niemals „an Phrase und Bildermacherei" mochte genügen lassen, konnte eben kein Wort schreiben, wozu das Herz den vollen Schlag verwehrte. So ist er freilich kein nationaler Dichter geworden, hat vielmehr nicht ohne Einseitigkeit über die Ärmlichkeit „unserer patriotischen und sogenannten politischen Poesie" Klage geführt. Dennoch aber wird er unter den vaterländischen Dichtern einen Ehrenplatz neben Uhland beanspruchen dürfen. Und es ist, wie bei diesem, unerheblich für die Beurteilung, daß der politische Standpunkt des Dichters vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht mehr bestehen kann. Fontane hat ja mit begreiflichem Ärger Storms eigensinniger „Husumerei" gegenüber die preußische Auffassung und Preußens Verdienste um die deutsche Einheit vertreten. Und jeder wird heute angesichts von Bismarcks genialer und kühner Politik von 1863/64 es verstehen, wenn dieser größte Deutsche des 19. Jahrhunderts in dem Weihnachtsbrief an v. d. Goltz gegen die Professoren und Kreisrichter wettert, die wollten, daß man den Augustenburger als Herzog anerkenne „und für alles weitere den lieben Gott sorgen lasse". Damals eben hatte der Heiligenstädter Kreisrichter Theodor Storm in der vorletzten Jahresnummer der „Gartenlaube" jenes leidenschaftliche Gedicht veröffentlicht, in dem er zum Kampf gegen Dänemark aufrief. Der bittre Pessimismus, mit dem der Dichter damals die Regierungen anklagte:

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben;

die verzweifelte Leidenschaft, mit der das Gedicht in dem Aufschrei gipfelt:

„Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde" —

sie haben ja nicht recht behalten, sowenig als die allzu demokratischen Verse des folgenden Jahres:

„Und die sich stets entgegenstemmen
Dem Geist, der größer ist als sie,
Sie waren in den Kampf gerissen
Und wußten selber kaum noch wie.

Sie standen an den deutschen Marken
Dem Feind entgegen unverwandt,
Und waren, eh' sie es bedachten,
Das Schwert in ihres Volkes Hand."

Und vollends die unfrohe „Antwort", mit der Storms politische Lyrik abschließt, als sein Heimatland nun wirklich „im Ring des großen Reiches" lag:

Nun ist geworden, was du wolltest.
Warum doch schweigest du jetzund?
— Berichten mag es die Geschichte,
Doch keines Dichters froher Mund —

wer möchte sie heute noch vertreten?

Das alles aber darf uns nicht die Freude rauben an jenen herrlichen Liedern, die Storm in den Jahren 1848 bis 1853 der Sache Schleswig-Holsteins gewidmet hat.

Es war zuerst in den wundervollen Frühlingstagen

1848, als am Ostersonntag die Dänen im Danewirk geschlagen waren und ganz Deutschland voll Jubel dem Kampf der Brüder im Norden zusah, in dem das Morgenrot der eigenen Freiheit und Einheit aufzuglänzen schien. Da dichtete Storm das Lied: Ostern 1848, „auf dem Deich" zu Husum, in dem das in vollem Frühlingsglanz leuchtende Bild der treibenden, drängenden Natur zum Symbol wird für die zukunftsfreudige Stimmung der Patrioten:

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Und den frohen Kampfesmut, mit dem damals die Jugend der Herzogtümer den Kriegsstürmen entgegenging, versinnbildlicht der Dichter in der Erinnerung an die Sturmnächte am Meer:

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer in gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück ins Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

„Von dem Gedichte sagte einmal jemand, es sei bei der letzten Zeile, als wenn tönender Glockenschall plötzlich ins Ohr schlüge", so durfte der Dichter selbst berichten.

Noch hat Storm in einer packenden Vision den Kampf geschaut:

Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen —;

er hat dem jungen, verträumten Freiheitshelden in „Ein grünes Blatt" ein Kriegslied in den Mund gelegt. Sonst aber bleibt nun seine Poesie abseits von der aufgeregten Zeit. Im Oktober 1848 dichtet er als Protest gegen das Überwuchern der politischen Stimmung sein unsterbliches Oktoberlied:

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich.

1849, während die zweite Epoche des Kriegs, der Berliner Waffenstillstand, dann die Übergriffe der dänischen Landesverwaltung alle Gemüter in Aufruhr halten — schreibt Storm die weltentrückten Novellen: „Immensee" und „Posthuma". Gewiß hat er doch mit seinen Landsleuten gefühlt, gebangt und gelitten. Allein, wollte er nicht sich

selbst verlieren, so mußte er aus dem Drang der Zeit in die grüne, stille Sommereinsamkeit seiner Prosadichtung sich flüchten.

Erst 1850, als für die von Deutschland im Stich gelassenen Schleswig-Holsteiner die furchtbarsten Leidenstage kamen, als nach der Schlacht bei Idstedt und dem Sturm auf Friedrichsstadt das Land den Feinden wehrlos preisgegeben war: da wirkte das nah geschaute Elend seines Volks so übermächtig auf Storm, daß es ihm zum lyrischen Erlebnis wurde. Gertrud Storm berichtet von der Aufregung, die während des Sturms auf das nahe Friedrichstadt in Husum herrschte. „Die Kinder eilten mit Blumen und Kränzen durch die Straßen, um ihre Landsleute, von denen sie Befreiung hofften, damit zu schmücken. Am Abend, spätestens in der Nacht, mußten sie ja kommen. Keiner konnte Ruhe finden." Und Storm selbst erzählt: „Bis 8 Uhr abends standen wir auf unserem Deich, sahen nach der Nachbarstadt hinüber, hörten den Lärm der Beschießung, sahen die Bomben fliegen — dann mußten wir nach Hause, denn in Husum war Belagerungszustand erklärt, und wir hörten in unseren Häusern nur die Wagen mit Verwundeten durch die dunklen Straßen rasseln. Die gehoffte Befreiung blieb aus." Damals entstanden die Gedichte: „Im Herbst 1850", „Gräber an der Küste", und „Ein Epilog", in denen der Schmerz und Zorn über den Sieg der übermütigen Feinde, die Trauer um die teuren Toten, das Leid um das Schicksal der geliebten Heimat und die bange Sorge um das eigene, bittere Los so ergreifenden Ausdruck finden, und in denen trotz alledem und alledem nicht nur die mannhafte Ergebung in das Un-

vermeidliche, nein, der feste Glaube an die Zukunft des eigenen Volkes sich behauptet:

Gräber an der Küste.

Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt,
Die stille Wiege unsrer jungen Toten;
Den grünsten Efeu haben wir gepflückt,
Die spätsten Astern, die das Jahr geboten.

Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.

Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her
Im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel;
Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

Und rissen sie die Farben auch herab,
Für die so jung ihr ginget zu den Bleichen,
Oh, schlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme sind sie aufgesteckt;
Doch künden sie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ew'gen Ruh' gestreckt,
Den Feind ihr zwanget, neben euch zu schlafen.

Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied! und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterschoß das Kind,
Und schlafet aus auf heimatlichem Kissen;
Wir andern aber, die wir übrig sind,
Wo werden wir im Elend sterben müssen!

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen;
Wir standen harrend ganze Nächte lang,
Doch nur die Toten zogen durch die Gassen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieser Gruft,
Die spätsten Blumen, die das Jahr geboten!
Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft —
Auch dieses Sommers Kranz gehört den Toten.

Im Herbst 1850.

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —

Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hilfelos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Das Bitterste war dem Dichter, daß er mit ansehn mußte, wie viele sich leichten Herzens mit der Dänenherrschaft abfanden, ja, ihr dienten. So schreibt er einem Freund, daß ihm „die hiesige Beamtenwirtschaft der deutschen Apostaten das Schmerzlichste" sei. Es ist die Stimmung der Strophe:

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand,
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand.

Er selbst hatte, um mit den dänischen Behörden auch nicht amtlich verkehren zu müssen, zu praktizieren aufgehört und, um eine Erklärung ersucht, sich dahin geäußert, „daß, obgleich ich mich bei den politischen Bewegungen nicht betätigt, dennoch mein Gefühl und meine Überzeugung auf seiten der Heimat seien, daß ich dies am wenigsten jetzt verleugnen wollte, wo diese Sache beendet und verloren sei". „Ich habe mich", so heißt es in demselben Brief, „mit Zivil- und Militärbehörden herumgeschlagen und Zorn und Scham genug dabei verschluckt." Und einige Mo-

nate später schreibt er: „Mir ist schändlich zumute; die Wirtschaft hier geht über alle Grenzen. Ich habe hier Butter und Brot, und könnte ich es mit Sicherheit irgendwo anders essen, ich würde mich nicht besinnen.“ Es kam schließlich soweit, daß er nicht mehr anders konnte, als in die Fremde zu gehen, er, der in der Heimat schon sein Haus gebaut und Weib und Kinder hatte: 1852 wurde seine Advokatenbestallung von der dänischen Regierung kassiert. Und nachdem verschiedene Versuche, anderwärts unterzukommen, gescheitert waren, ging er nach Preußen mit der mageren Aussicht, dort als Justizbeamter angestellt zu werden. Den Sommer verbrachte er noch mit den Seinen in Segeberg; dann, an einem klaren Herbsttag im Oktober, war die Abschiedsstunde unabweisbar gekommen. Wir verdanken der Vorempfindung dieses Scheidetages eines der schönsten Gedichte Storms, in dem Natur- und Heimgefühl, Verbundenheit mit Weib und Kindern, der Mannesmut, der seiner Überzeugung treu bleibt und dem Schicksal trotzt, und die feste Zuversicht auf die Zukunft des Vaterlandes in wundervollen Akkorden zusammenklingen:

Abschied.

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenschrei;
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn.

VI.

„Was ich gefehlt, des einen bin ich frei:
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht . . ."

„Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen, unablässigen Kampf aufgenommen habe."

So schreibt Storm nach Konstanzes Tod. Es quälte ihn damals, daß er nicht glauben konnte. Sonst empfand er es, weil es seiner Wesensart entsprach, als ein Glück, daß er ohne jede Beeinflussung religiöser Art aufgewachsen war. Er hielt nicht viel vom Glauben:

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch hilft er nicht von der Stelle.
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle,

so dichtete er (vielleicht mit Beziehung auf ein Wort in Heines Wintermärchen). Besonders aber der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit war es, dem Storm sich nicht hinzugeben vermochte. Noch unter der Alterslyrik steht das düstere Totengedicht „Geh nicht hinein" mit seinem absichtsvoll harten Schluß. Der Liederreihe „Tiefe Schatten" hat Gertrud Storm ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht eingefügt, das klarer und weniger trostlos als andre Worte

in demselben Zyklus diese Seite von Storms Weltanschauung kundgibt:

Größer werden die Menschen nicht;
Doch unter den Menschen
Größer und größer wächst
Die Welt des Gedankens.
Strengeres fordert jeglicher Tag
Von den Lebenden.
Und so sehen es alle,
Die zu sehen verstehn:
Aus dem seligen Glauben des Kreuzes
Bricht ein andrer hervor,
Selbstloser und größer.
Dessen Gebot wird sein:
Edel lebe und schön,
Ohne Hoffnung künftigen Seins
Und ohne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen.

„Aus dem seligen Glauben des Kreuzes ...", so heißt es hier schön und mild. In einem anderen Gedicht freilich, das in demselben Jahr auf seiner Reise nach Süddeutschland entstand („Kruzifixus"), hat Storm eben um der Schönheit willen Einspruch erhoben gegen die Übung der christlichen Kirche, das Bild des Gekreuzigten auch „in die lichte Flur hinein" zu stellen, wo es „jedem reinen Aug' ein Greuel" nur den alten Frevel verewige, „ein Bild der Unversöhnlichkeit." — Unheimlich dünkte ihn — es war auf der gleichen Reise Anno 1865 — die Gesellschaft „von lauter Predigern, Missionaren und frommen Schwestern", in die er seinen Namen ins Gastbuch eines orthodoxen Pastors eintragen sollte. Auch in den „Zerstreuten Kapiteln" findet

man eine höchst ausfällige Stelle gegen dergestalt ihm unheimliche Kreise; und als ein frommer Gast einmal einem seiner Kinder ein erbauliches Gedicht ins Album geschrieben hatte, setzte Vater Storm als „Berichtigung" die Verse darunter, die diesem Kapitel als Motto beigegeben sind. Sie stammen aus dem großen Bekenntnisgedicht „Ein Sterbender", das jedenfalls, mag man seinen Gedankeninhalt auch verschieden beurteilen, zu den für Storms Eigenart aufschlußreichsten gehört.

Ein äußeres Erlebnis gab das Eingangsmotiv: Einen greisen Amtsgenossen hatte der Dichter in der geschilderten Stellung beobachtet:

Am Fenster sitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
Und trommelt müßig an die feuchten Scheiben;

Der Lyriker aber sieht sofort sich hinein in die ganze Situation, und wir merken bald, daß es eigentlich der Dichter selbst ist, der hier vorausschauend sein Ende in der Phantasie durchlebt und gestaltet. Dann setzt ein aus Immensee bekanntes novellistisches Motiv ein: Wie dort der Mondstrahl langsam weiterrückend schließlich über das kleine Bild der Geliebten tritt, so fällt hier der bleiche Strahl der Wintersonne „auf ein Bild genüber an der Wand". Aber wie ist doch die bildnerische Fähigkeit des Dichters gewachsen seit jener berühmten Novelle! In dieser ist von dem Bild nicht weiter die Rede; wie vom unsicheren Mondlicht beschienen steigen die einzelnen Szenen in der Erinnerung auf. Alles ist gleichsam in Moll gehalten, in weichen, schwebenden Tönen. In unsrem Gedicht aber beherrscht das Mädchenbild die Szene, und schon durch die ersten Worte

„Da wird es plötzlich hell", die wie ein kräftiger Dur-Akkord aufglänzen, wird die Stimmung geschaffen, die stetig sich steigert und schließlich in dem silbernen Geläute des Mädchenlachens, das den Sommertag erfüllt, ihren Höhepunkt findet. Und nun erklingt aus vollster Seele des Greisen Bekenntnis von der höchsten Erdenseligkeit. Wir kennen dieses Stormsche Glaubensbekenntnis; in dem Kapitel Liebe war es das Leitmotiv. So läßt uns die Stelle tief in das pochende Herz dieser echt lyrischen Dichternatur blicken.

Über die folgenden Verse:

„Hier diese Räume, wo du einst gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch,
Nur mir erkennbar, wenn auch meine Augen
Geschlossen sind, von keinem dann gesehn",

hat Storm in jenem Brief nach Konstanzes Tod Mörike berichtet, er habe sie, ihrer gedenkend, in der Ferne geschrieben. „Ich war damals in Segeberg in ihrem elterlichen Hause, und ein dort hängendes melancholisches Bild von ihr hatte mich abends vor dem Schlafengehen mit tödlicher Sehnsucht getroffen."

Wie wunderbar, und wie echt Storm! Aus dem Heimweh nach der fernen Lebenden, der geliebten Frau, deren Schönheit über seiner Jugend geleuchtet hatte, aus dem bangen, ach, so ahnungsschweren Gefühl von der Vergänglichkeit auch dieses seines reinsten Glücks, und doch zugleich aus dem seligen Bewußtsein, daß sie noch für ihn da war — aus all dem zumal erwächst dem Dichter das Erlebnis dieser Verse mit ihrer tiefinnerlichen Musik. —

Das Rätsel des Todes hat Storm gerade in jenen Jahren — das Gedicht ist 1864 zuerst gedruckt — besonders viel beschäftigt. Mitunter ist es, als leuchte die leise Hoffnung eines Wiedersehens auf. Oder wollte er nach dem Tod seiner armen Schwester Cäcilie nur den alten Eltern Trost spenden? — Als er zwei Jahre später Konstanze begraben mußte, da hat auch ihn „betäubende Hoffnung" umfangen, wie eine lockende Fata Morgana der Unsterblichkeitsgedanke ihn umgaukelt. Aber „unerbittliches Licht dringt ein": die Todesangst ist es, die in gläubigen Seelen die bunten Bilder von seliger Auferstehung in rosigem Licht erzeugt. Er wird ihnen das Glück ihrer sehnsüchtigen Träume nicht rauben: „Sie träumen, — spricht er — leise spricht er es." Ihm aber, dem gegen sich unerbittlich Wahrhaftigen gilt ein anderes Gesetz. In dem Schlußabschnitt jenes Gedichtes hat er es ausgesprochen, so wie es dann nach Konstanzes und nach seinem eigenen Tod gegolten hat:

Abwehrend streckt er seine Hände aus:
„Was ich gefehlt, des einen bin ich frei:
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
Was übrig ist, — ich harre in Geduld."
Mit klaren Augen schaut der Greis umher;
Und während tiefer schon die Schatten fallen,
Erhebt er sich und schleicht von Stuhl zu Stuhl,
Und setzt sich noch einmal dort an den Tisch,
Wo ihm so manche Nacht die Lampe schien,
Noch einmal schreibt er; doch die Feder sträubt sich;
Sie, die bisher dem Leben nur gedient,
Sie will nicht gehen in den Dienst des Todes;

Er aber zwingt sie, denn sein Wille soll
Soweit noch reichen, als er es vermag.

Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelschlag,
Als dränge sie, die fliehenden Sekunden;
Sein Auge dunkelt; ungesehen naht,
Was ihm die Feder aus den Fingern nimmt.
Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen,
Und Dämmerung fällt wie Asche auf die Schrift:
„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens."

„Unter dem Klang der Glocken wurde der Sarg still hinabgesenkt. Kein Wort wurde gesprochen, kein Geistlicher war dem Sarge gefolgt", so berichtet Gertrud Storm von der Bestattung des Dichters in der alten, lindenumrauschten Gruft auf dem St. Jürgen-Friedhof zu Husum. —

„Die Todesangst..." War denn Storm einer von den Starken, Unbekümmerten, die aufrecht stets geradeaus durch das Leben schreiten? Ach nein; wir wissen doch, wie ihm das Gefühl der Vergänglichkeit und Gebrechlichkeit alles Irdischen das Leben beschattet hat. Wie oft hat er geklagt über das Altwerden, über das Nachlassen der Kraft, in Krankheitstagen sich und andere mit melancholischen Gedanken gequält. Den Vierzigjährigen schon dünkt es, als wehte ein Lüftlein von der Gruft herüber, ein Jahrzehnt später glaubt er den „Beginn des Endes" zu spüren:

„So seltsam fremd wird dir die Welt,
Und leis verläßt dich alles Hoffen,

Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen."

Aber er hat die aufsteigenden Schatten immer wieder bekämpft, immer aufs neue bezwungen. Ja, eben daraus, daß er die irdischen Dinge „Im Zeichen des Todes" zu schauen gelernt, erwuchs ihm der rechte Mut, das Leben zu bestehen. „In hoc signo vinces", in diesem Zeichen wirst du siegen, so hatte er ursprünglich eines seiner Gedichte betitelt, das später „Im Zeichen des Todes" hieß. In den herben Notjahren seiner Heimat ist es entstanden „zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie nach Verhältnissen, welche wir hier gehabt, wohl überall zutage kommen, und aus vollstem Herzen geschrieben".

In seiner Grundstimmung ist dieses Gedicht merkwürdig verwandt mit einem von Friedrich Hebbel (An den Tod: „Halb aus dem Schlummer erwacht ..."), in dessen Lyrik Storm „nicht nur das tiefste und zarteste Denken und Empfinden ausgeprägt, sondern auch den frischen Duft der heimatlichen Scholle bewahrt" fand: Es soll mit dieser Parallele gewiß nicht irgendwelcher Einfluß des einen Dichters auf den anderen vermutet werden. Aber die ähnlichen Gedanken erwuchsen doch wohl aus einem verwandten Lebensgefühl bei den beiden fast gleichaltrigen Söhnen der Nordmark.

Sonst sind diese freilich sehr verschiedene Naturen gewesen, menschlich wie künstlerisch. Storm hatte natürlich nicht recht, wenn er meinte, Hebbels poetische Bedeutung liege nicht in seinen Dramen. Des großen Ditmarschen harte, dualistische Weltanschauung blieb unserem Dichter innerlich fremd. Ihm selbst, dem glücklicher Veranlagten, dem Sohn aus altem Patriziergeschlecht, dem eine frohe, wohlumhegte Jugend

fürs ganze Leben Licht und Wärme gab, und vor allem ihm, dem naturnahen, heimatseligen Lyriker lösten sich eben immer wieder die quälenden Widersprüche des Daseins in dem freudigen Glauben an die schöne Welt und in der herzlichen Verbundenheit mit den Seinen: Den Lebenden nicht nur, auch mit den Toten: „O bleibe treu den Toten!" Der treue Dichter mit dem warmen, gütigen Herzen hatte wohl ein Recht, so zu mahnen: Wie das gemütvolle Gedicht aus Heiligenstadt: „In buntem Zuge ging's zum Wald hinaus, Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus" in das stille Glücksgefühl der Verbundenheit auch in der Trennung ausklingt:

„Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein" —

so spinnt das Gefühl, dem harten Verstand zum Trotz, seine feinen Liebesfäden auch über Grab und Kluft; und nimmer verläßt den Dichter auch nach Konstanzes Tod das schmerzlich-süße Bewußtsein solcher Verbundenheit, die den Tod überdauert. Mitten im Drang des Tages steht er, sein Ich behauptend; mitten im lauten Freundeskreis weilt er, selbst nicht der Stillsten einer:

„Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille;
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd', doch süß, daß ich erbebte:
Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe."

So hat er noch manches stille Wort für liebe Tote gefunden. Im Eingangskapitel gedachten wir der Verse, die

er einem früh verstorbenen Schwesterlein geweiht hat. Auch hier hat ihn die Erinnerung ganz plötzlich im lauten Leben überfallen:

Wohl zwanzig Jahr und drüber sind vergangen —
An wieviel andrem hat mein Herz gehangen!

Was hab' ich heute denn nach dir gebangt?
Bist du mir nah und hast nach mir verlangt?
Willst du, wie einst nach unsren Kinderspielen
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen? —

Eines der ergreifendsten Totenlieder aber von allen, die unsre Dichtung enthält, hat Storm seiner ältesten Schwester gewidmet. Mit ihm mag dieses Kapitel schließen:

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon andre ihre Plätze fanden
Und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

VII.

Storm ist einer der subjektivsten Lyriker. Nur was zu seinem persönlichen Empfinden in unmittelbarer Beziehung stand, vermochte er in gebundener Form zu gestalten. Daß er der erzählenden Versdichtung im ganzen innerlich ferne blieb, hängt mit dieser seiner lyrischen Eigenart zusammen. Zu Uhlands Balladenpoesie hat er, wie er selbst gestand, niemals ein Verhältnis finden können. Unter seinen eigenen Sachen steht nur eine eigentliche Ballade, „Geschwisterblut". Der Dichter selbst hatte, wie seine Freunde, keine rechte Freude an diesem Gedicht, sowenig ihre Kritik ihm den Kern der Sache zu treffen schien. Im Briefwechsel mit Fontane und Eggers ist ausgiebig von der ballada incestuosa die Rede; wir tun aber Storm gewiß nicht unrecht, wenn wir sie nur nennen. Und die neuen Fiedellieder? Sie sind freilich allerliebst. Aber sie können doch all in ihrer Munterkeit den Paten Eichendorff in Stimmung und Ausdruck nicht verleugnen und stehen wie ein Rest aus romantischer Schule unter den Versen des Heimatdichters und Realisten. Und die gereimten Märchen vermögen sich, so zierlich sie sind, doch kaum zu messen mit denen, die er „zur Erholung von der unerbittlichen Wirklichkeit" in den politisch so erregten Weihnachtstagen 1863 in Prosa schrieb. Nur scheinbar der erzählenden Dichtung verwandt sind jene aus den lyrischen Grundstimmungen: Natur, Heimat, Liebe entsprossenen Genrebildchen, deren uns schon manches begegnet ist: Fast immer sind es Frauen und Mädchen, die so durch Storms Gedichte schreiten: die stille, ahnende Mädchenknospe, die sonst ein wildes Kind gewesen, das Harfenmäd-

chen mit den kindlich scheuen Augen: „ein süß schwarzäugiges Dirnlein, zur Liebe verständig genung.“ Die Müllerstochter, die sich am Sommermittag zu ihrem Schatz schleicht, steht fast fremder unter all diesen Zarten, Feinen und Besonderen, als die schöne Frau aus dem fernen Spanien, die „Fremde“:

Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauenfirmament;
Sie sprach in unsres Volkes Weise,
Nur leis mit klagendem Akzent.
Du hörtest niemals heimverlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau'
Lag noch Granadas Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland.

Das Derbe ist nicht Storms Art. Dem Volkstümlichen ist er nicht fremd, wenn er auch keinen so tiefen Trunk aus diesem Born getan hat wie etwa Mörike. Die besten der hierhergehörigen Lieder Storms stammen aus Prosadichtungen, das tiefste von allen atmet den tragischen Hauch des zweiten Teils von „Immensee“:

Elisabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an?

Für all mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Heid'!

Es ist schon fast zu oft ausgesprochen, wie tief auch Storms Novellen in dem weichen lyrischen Grunde seiner Seele wurzeln. Und er dachte gewiß mit an sich selbst, als er 1854 davon sprach, „daß dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eigenen Gestalten veranlaßt wird." Das bezeichnendste Beispiel dafür in Storms Werken ist das Lied des Harfenmädchens, in dem (nach des Dichters eigenen Worten) „der ganze Schmerz eines ephemeren Daseins, wie er nur durch leidenschaftliche Liebe zum Ausdruck getrieben werden kann", sich ausspricht; mit Recht hat Storm in diesem Lied eines seiner schönsten und tiefsten gesehen.

Heute, nur heute
Bin ich so schön.
Morgen, ach morgen
Muß alles vergehn.
Nur diese Stunde
Bist du noch mein.

Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Daß Storm später mit reifenden Jahren und empfindlicherem Stilgefühl selten mehr nach romantischem Brauch den epischen Fluß seiner Prosa durch Verse unterbrochen hat, schließt nicht aus, daß auch in seinen reifsten Novellen vieles und mit das Feinste und Tiefste aus lyrischem Empfinden erwächst, ganz anders als etwa bei dem Epiker Gottfried Keller.

Das aber im einzelnen nachzuweisen, läge wohl ebenso über den Rahmen dieses Büchleins hinaus, wie ein genaueres Eingehn auf Storms theoretische Ansichten über Lyrik. Es ist ja bekannt, daß er ihnen oft und gerne Ausdruck gegeben hat. Ja, der Herausgeber des Nachlaßbandes hat gewiß mit Recht betont, „daß das Nachdenken über die Kunst und ihre Formen recht eigentlich das Problem war, das Storm sein Leben lang begleitet hat", „daß er das Bedürfnis hatte, seiner festen, abgerundeten und bewußt gestalteten Kunstanschauung auch unabhängig vom eigenen künstlerischen Schaffen Ausdruck zu geben".

Daß diese geschlossene Auffassung Theodor Storms hinsichtlich des Begriffs Lyrik zu eng und nicht ohne Einseitigkeit ist, wird man bei einem Schaffenden kaum tadeln dürfen; Fontanes in dieser Beziehung wirklich verständnislose Bemerkungen sind damit keineswegs in Schutz genommen. Storm selbst aber hat an Keller geschrieben, im Punkt der Lyrik sei er „ein mürrischer, griesgrämiger Geselle". Seine Stellung zu Geibel, dem poeta laureatus, den er freilich an wirklicher Dichterkraft weit überragt, ist nicht frei von

solcher Einseitigkeit. Und das apodiktische Urteil über C. F. Meyer „Ein Lyriker ist er nicht", ist natürlich zu hart trotz der Begründung, die einen Wesenszug von Meyers Kunst trifft: die Empfindung müsse bei ihm „den Weg durch den Stoff nehmen". — Es wäre reizvoll, an Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern" im einzelnen nachzuweisen, wie er seine lyrischen Grundanschauungen auf die deutschen Dichter seit Claudius angewendet hat. Damit erst wäre auch der sichere Grund gelegt zu einer abschließenden Darstellung von Storms Kunstauffassung, wenn nämlich dem Fingerzeig der Vorrede zum Hausbuch folgend den Gründen nachgeforscht würde, weshalb so vieles, was sonst gangbare Münze ist, bei Storm fehlt. —

Mit dem Gesagten soll auf keinen Fall die Bedeutsamkeit jener ästhetischen Ansichten unseres Dichters herabgesetzt werden, die fraglos „den Umkreis der Persönlichkeit Storms überragen". Ja, eine genauere Betrachtung würde ergeben, wie tief Storm blickte, wie er manchem nahegekommen ist, was wir im ganzen erst neuerdings durch die tiefdringenden Untersuchungen von Dilthey, Walzel*) u. a. würdigen gelernt haben. Hier soll nur zum guten Schlusse der Dichter selbst sprechen: seine klaren und schönen Worte (aus einem kritischen Aufsatz des Jahres 1854 und aus der ersten Vorrede zum Hausbuch) werden noch einmal ein helles Licht fallen lassen auf den Lyriker Storm: Indem

---

*) Außer seinen Hebbelbüchern und seinem Aufsatz über „Leben, Erleben und Dichten" (Internat. Monatsschrift, August 1912) denke ich vor allem an seine Jahrhundertbetrachtung über Richard Wagner (München 1913).

sie zeigen, was er gewollt, werden sie fühlen lassen, was er schaffend geleistet hat. Für den Kenner aber bilden einige Sätze aus Briefen des Jahres 1852 vielleicht eine willkommene Ergänzung des bisher Bekannten.

„Die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters besteht unsrer Ansicht nach darin, eine Seelenstimmung derart im Gedichte festzuhalten, daß sie durch dasselbe bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfinde... Es beruht daher auch das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es muß geradezu das Erlebnis das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen... So wie mit den lyrischen Gedichten im allgemeinen, so ist es im besonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen... Das echte Liebeslied soll vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt.“ —

„Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in

der Poesie womöglich alles drei zugleich. — Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner Kenntnis unserer Literatur die Kunst „zu sagen, was ich leide", nur wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Der Grund ist leicht erkennbar. Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; die Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser — man gestatte den Ausdruck — zugleich eine Offenbarung und Erlösung, oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es unsre Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in

Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt." —

(Aus Briefen von 1852 und 1853.*)

„Von der lyrischen (auch von der dramatischen) Poesie kann man sagen, sie soll Naturlaut in künstlerischer Form sein. Ich will hier nur noch von der Lyrik sprechen und von den Formen im einzelnen der Ausführung, daher nicht von der Anlage des Ganzen usw., obgleich dies allerdings auch zur Form gehört. Diese Form im einzelnen der Ausführung (ich weiß sie für den Augenblick nicht besser zu bezeichnen) ist das, was bei Kritikern gewöhnlich den ersten Gegenstand der Besprechung bildet; und die Schönheit und Korrektheit dieser Form ist an Platen (den der Adressat des Briefes gerühmt zu haben scheint) vorzüglich hervorgehoben und hat vor allem die Philologen entzückt. Allein, und ich möchte dies nachdrücklich in die Kritik einführen, auch diese Form ist eine doppelte, eine gröbere prosodische und eine feinere geistige, die ganz ungreifbar ist. Die erste besteht in der eigentlichen Korrektheit des Versbaus und allenfalls in der Harmonie desselben mit der dem Inhalt nach angemessenen Satzbildung, die zweite läßt sich am besten nach ihrer Wirkung beschreiben und besteht darin, daß der Dichter durch sie die Bewegung seines Herzens in frischer Unmittelbarkeit dem Leser mitteilt. Dies geschieht nämlich nicht allein, obgleich auch, durch den Sinn

*) Daß das hier Gesagte mit einem Brief an Gödeke aus der gleichen Zeit, dessen Veröffentlichung wir dem um die Sache Storms so vielfach verdienten Biese danken, sich berührt, nimmt den oben zuerst gedruckten Sätzen wohl nicht ihren Wert neben jenem Brief.

der Worte, sondern zum großen Teil durch ihren Klang und durch das angemessene Verhältnis und Auf- und Nacheinanderfolgen von ein- oder mehrsilbigen Worten, von mehr oder weniger flüchtigen Längen, durch den richtigen Gebrauch der Assonanz und Alliteration im Verse. Ja, es kann auch ohne dieselbe die Schönheit des Verses erst ans Licht kommen, wenn in einer einzelnen Silbe die gehörigen Konsonanten oder der gerade hier klingende Vokal hineinkommt. Ich wollte es unternehmen, dies alles mit Beispielen zu belegen. Diese zweite Form ist Sache des Gefühls, vielleicht darf ich sagen, des Genies, die erste des Verstandes. In der letzteren ist Platen Meister, obgleich ihm die andere keineswegs abgeht, in der ersten Heine, und was mehr anerkannt werden sollte, auch Schiller. An einem seiner Verse kannst Du schon alles beweisen, was ich hier gesagt:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß, das Glück."

Diese letztere Form hat man richtig Seele genannt; Herder zu seinen Volksliedern nennt es die Weise und geht soweit, sie beim Liede über den Sinn und Inhalt zu setzen; er meint, wann sich beim Volkslied erst die richtige Weise gefunden, so werden sich nach und nach auch die richtigen Worte anfinden. Du nennst sie ja gewöhnlich das Herzbezwingende; aber es gehört mit zur Form, da es durch rein äußerliche Mittel erreicht wird, wie denn überhaupt das Wesen der Kunst vorzugsweise, vielleicht allein in der Form liegt; nur soll man diesen Begriff nicht zu grob nehmen. Diese feinere Form ist die, welche es mich bei

meinem poetischen Schaffen vorzüglich zu erfüllen drängt, und ich bringe ihr die prosodische wohl allerdings mitunter zum Opfer, was freilich nicht zu billigen ist, da beides sein Recht verlangt. Dennoch setze ich die prosodische Form weit unter die andere, und es ist reine Dummheit, auch in betreff der Form Platen über Heine zu setzen; Heine ist ohne Zweifel der größere Meister in der Form von diesen beiden." —

„Da die Empfindung der eigentliche Stoff des lyrischen Dichters ist, so hängt der Gehalt seiner Stoffe von seiner Persönlichkeit ab." —

„Die Sachen aus meiner reifen Periode sind fast alle aus einem bestimmten poetischen Bedürfnis geschrieben. Meine Ansicht für die Lyrik wenigstens ist: Der Dichter darf den Stoff nicht wählen; der Stoff muß sich ihm immer von selbst bieten; je mehr er Poet ist, desto tiefer und öfter wird dieser Anstoß von innen zur Produktion kommen." —

„Bestimmt haben meine Sachen ihren verhältnismäßigen Wert nur der Strenge zu danken, womit ich allem absichtlichen Produzieren aus dem Wege ging."

Nachwort.

Das Manuskript des vorliegenden Bändchens war im Herbst des vergangenen Jahres im wesentlichen abgeschlossen, als das baldige Erscheinen eines von Fritz Böhme zusammengestellten Nachtragsbandes zu Storms Werken angekündigt wurde. Da man von dem Entdecker der Spukgeschichten Förderung der Stormforschung erhoffen durfte, so habe ich das Buch abgewartet und dem reichen Material, das die Anmerkungen bieten, einiges entnommen. Im übrigen verdanke ich am meisten Herrmanns Untersuchung über Storms Lyrik (die ich trotz Vlasimskys Einwänden für ganz vortrefflich halte, vgl. S. 20 Anm.), vor allem aber Gertrud Storm, der dieses Büchlein zueignen zu dürfen mir eine besondere Freude ist. Nicht nur hat mir ihre Biographie ihres Vaters, die unsere Stormkenntnis so vielfach bereichert hat, auch für mein Thema viel geboten. Der Kenner wird leicht herausfinden, daß mir (auch außer den am Schluß zum ersten Mal veröffentlichten Briefstellen) allerlei ungedrucktes Material zu Gebote stand, das ich der Güte von Fräulein Storm verdanke. —

Entsprechend dem populären Zweck der Sammlung, dem auch die Darstellung sich anzupassen hatte, habe ich Literaturangaben tunlichst vermieden. Man findet die Stormliteratur (außer bei Herrmann und bei Böhme, je a. a. O.,

und in der 3. Auflage von Schützes Stormbiographie) etwa bei Reitz, die Landschaft in Th. Storms Novellen. Sprache und Dichtung, herausgeg. von Mayne u. Singer, Heft 12. Bern 1913. —

Nicht schließen aber kann ich, ohne des herben Verlustes zu gedenken, den die Stormfreunde am Weihnachtstag 1913 erlitten haben: Mit Justizrat Ernst Storm, der nun den beiden Brüdern ins Grab gefolgt ist, ist nicht nur ein edler und aufrechter deutscher Mann aus dem Leben geschieden, dem alle, die ihn persönlich kannten, ein treues Andenken bewahren werden: Der Erfinder des „Märchenzweigs" im Stormschen Weihnachtsbaum, das „künstlerische Gewissen" seines Vaters ist allen Lesern des Storm-Keller-Briefwechsels bekannt und vertraut. Ein Stück Stormschen Wesens schien uns in ihm verkörpert, und wenn ich jener Sommertage gedenke, die ich 1911 in Husum verlebte, so ist es mir schmerzlich, daß dieses kleine Buch nicht mehr in seine Hände kommen kann.

Stuttgart, Februar 1914.

Prof. Dr. Hermann Binder.

Theodor Storm
Sämtliche Werke

Neue Gesamtausgabe
in fünf Bänden
zum Preise von nur 15 Mark

Theodor Storm gilt schon seit langem als vortrefflichster Schilderer deutscher Landschaft und deutschen Wesens. Die deutsche Heimat, das deutsche Land, der deutsche Wald, das Meer an Deutschlands Küsten sind die Heimstätten seiner Dichtung. Wer also Land und Volk unseres Vaterlandes aus den Schriften eines der besten unserer Dichter kennen lernen will, wird in Storms poesievollen Erzählungen finden, was dem Herzen und dem Gemüte etwas bietet und unsere deutsche Heimat schätzen lehrt.

Verlag von George Westermann in Braunschweig und Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
in Berlin W.

Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Von Dr. Paul Schütze. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Mit einem Bilde Theodor Storms. Groß 8°. XII und 338 Seiten.

Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Dritte Auflage. 8°. 275 Seiten.

Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Zweite Auflage. 8°. IV und 246 Seiten.

Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.